Austr.
1561

Austr. 1561 Franzisci

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

07. April 99

<36614867400018

<36614867400018

Bayer. Staatsbibliothek

# Cultur-Studien

über

# Volksleben, Sitten und Bräuche

# in Kärnten.

Nebst einem Anhang: Märchen aus Kärnten.

Von

Franz Franzisci.

Mit einem Geleitbrief von P. K. Rosegger.

Herausgegeben vom Grillparzer-Literatur-Verein in Wien.

Wien, 1879.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Im Verlage

von **W. Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien,**

sind erschienen:

**Alpenburg, Joh. Nep. Ritter von. Deutsche Alpensagen.** 8. 1861. 3 fl. — 6 M.

Der Verfasser, welcher als eifriger Sagensammler rühmlichst bekannt ist, bietet in seinem neuesten Werke einen Kranz schöner Sagen aus Tirol; er hat dieselben so geordnet, daß sie den Wanderer durch jenes Alpenland wie ein Freund begleiten, der ihm in jedem neuen Dorfe oder Markte die Sagen und Märchen der ganzen Umgegend erzählt. Der Verfasser hat sich dadurch ein doppeltes Verdienst erworben, nicht nur die ersterbenden Sagen und Märchen neu belebt und gerettet, sondern auch dem Freunde der Dichtung einen Schatz lieblicher Poesie geboten zu haben, an welchem sich jedes empfängliche Herz laben wird.

**Bartsch, K.,** Hofrath und Professor an der Universität in Heidelberg. **Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg.** 2 Bände. 1. Band: Sagen und Märchen. 8. 1879. 4 fl. — 8 M.

Nach zwölfjähriger Vorbereitung tritt der bekannte Germanist mit seiner Sammlung **„Meklenburgischer Sagen"** hervor, zu welcher aus allen Theilen des Landes ihm reichliche Beiträge zugingen.

Die **erste, wirklich wissenschaftliche Sammlung der Volksüberlieferung Meklenburgs,** bringt sie einen überraschenden Reichthum an allen Arten derselben und wird sowohl in allen Ständen Meklenburgs, wie auch in den germanistischen Kreisen allgemeine Theilnahme und Beachtung finden.

Der 2. Band, die Gebräuche enthaltend, ist im Druck und wird im Herbste d. J. erscheinen.

**Mayer, Dr. Franz,** Professor an der steierm. l. Oberrealschule in Graz. **Geschichte Oesterreichs** mit besonderer Rücksicht auf Culturgeschichte. 2 Bände. gr. 8. 1874. 5 fl. — 10 M.

in Leinwand gebunden: 7 fl. — 14 M.

**Schlossar, Dr. Ant. Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren.** Eine Schilderung der Verhältnisse in der Hauptstadt Steiermarks im achtzehnten Jahrhundert, zugleich Beiträge zur Literatur- und Culturgeschichte der Aufklärungsperiode. Mit einer Ansicht der Stadt Graz in Lichtdruck. gr. 8. 1877. 3 fl. 50 kr. — 7 M.

**Schröer, K. J.,** Professor an der technischen Hochschule in Wien. **Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn.** Neue Ausgabe. 8. 1862. 1 fl. 50 kr. — 3 M.

**Silberstein, Aug. Denksäulen im Gebiete der Cultur und Literatur.** gr. 8. 1879. 3 fl. 50 kr. — 7 M.

Inhalt: Abraham a Sancta Clara, Barfüßermönch und Humorist. — Ulrich von Lichtenstein, der ritterliche Minnesänger, und seine Abenteuer. — Teufel und Hexen in Geschichte und Sage. — Neidhard Fuchs der Bauernfeind. — Der Holzmeister vom Naßwald und seine protestantische Colonie in den österreichischen Alpen.

**Spieß, Balth.,** in Meiningen. **Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen.** Mit einem Vorworte von Reinhold Bechstein. gr. 8. 1869. 1 fl. 50 kr. — 3 M.

# Cultur-Studien

über

# Volksleben, Sitten und Bräuche

# in Kärnten.

---

Nebst einem Anhang: Märchen aus Kärnten.

Von

**Franz Franzisci.**

Mit einem Geleitbrief von **P. K. Rosegger.**

**Herausgegeben vom Grillparzer-Literatur-Verein in Wien.**

---

**Wien 1879.**

**Wilhelm Braumüller**

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von M. Schinkay, u. verant. Ltg. C. Schwarzenberger, Wien, VII., Myrthengasse 7.

Seiner Excellenz

dem k. und k. wirklichen geheimen Rathe

Herrn

# Leopold Friedrich Freiherrn v. Hofmann

Reichsfinanzminister

etc. etc.

dem hohen Gönner

und werkthätigen Förderer alles Guten und Schönen

insbesondere der Alpenländerkunde

verehrungsvollst gewidmet.

# Geleitbrief.

Da ist mir ein Büchlein zugekommen, mit der Bitte, dasselbe in die Lesewelt einzuführen. Ich wäre in Vorhinein fast zum Entschluß gekommen, die mir zugedachte Ehre und Verantwortung abzulehnen. Zwar war mir der Name des Verfassers vortheilhaft bekannt, doch mußte ich mir gestehen, daß ich mit dem Volksleben in Kärnten, so enge sich dasselbe auch an das der Steiermark schließen mag, doch nicht in dem Maße vertraut bin, um über dieses Buch eine Art Urtheilspruch fällen zu können, und das um so weniger, als ich selbst in meinem eigenen Werke „Das Volksleben in Steiermark" mancher Mängel mir bewußt bin, die erst allmälig verbessert werden können.

Als ich jedoch die Cultur-Studien von Franz Franzisci durchgelesen hatte, ersah ich mit Vergnügen, daß dieses Buch keiner Protektion bedürfe, und daß, wenn ich es aus freien Stücken wärmstens empfehle, es für mich leicht zu verantworten ist. Denn das Werk macht den Eindruck voller Wahrheit und Gediegenheit. Der Schilderer ist sich seiner Sache klar und in dem Bewußtsein, wie wesentlich und wertvoll sein Stoff in sich selbst ist, vermeidet er allen überflüssigen Aufputz. Die häufig in den Text eingeflochtenen volksthümlichen Lieder und Sprüche machen die schlichte Darstellung bunt genug. Durch den nachgewiesenen Zusam-

menhang vieler Sitten und Gebräuche mit dem Cultus und der Mythe altgermanischer Zeit gewinnt die Schilderung wissenschaftliche Bedeutung. Manche der geschilderten Sitten und Gebräuche mögen dem Uneingeweihten vielleicht sinnlos erscheinen, manche Aeußerungen des Volkes geben sich als der momentanen Laune, der übermütigen Lust und seichten Possenhaftigkeit entsprungen; bei näherer Prüfung sieht man aber, daß es feststehende vererbte Dinge sind, tief begründet im Charakter und den Verhältnissen des Aelplers, und als solche wirken sie nicht blos ergötzend, sondern auch lehrreich auf uns und erwecken das Interesse an den tiefmenschlichen Zügen, die sich oft in so seltsamen Formen äußern.

Was da aus den Alpenthälern des schönen Kärntnerlandes erzählt wird, ist uns anheimelnd und fremdartig zugleich; es beweist immer wieder, wie reich und wundersam es in der Volksseele lebt und webt, welch' göttlichen Schatz die armen Bergbewohner in ihren Herzen bergen und wie sie unter solchem Horte gefeit sind gegen die unlösbaren Conflikte, denen der Cultursohn ausgesetzt ist und schließlich unterliegen muß. Es ist auffallend, daß gerade zu einer Zeit, die so scharf und rücksichtslos Front macht gegen Glauben und Ideal, Männer aufstehen, welche mit der Pietät und Begeisterung des Profeten die rührende Naivetät und kindliche Gläubigkeit der Weltärmsten und Weltverlassendsten unter uns verkünden, ihren frohen Aufblick zu Höherem uns Zweifelnden und Verzweifelnden zeigen — als müsse von jenen urwüchsigen Kreisen, die in bester Absicht wir erheben wollen, uns Erbauung kommen.

Auch in diesem Sinne begrüße ich herzlich das vorliegende Werkchen, welches in der Ethnographie unserer

von aller Welt nun so lebhaft umworbenen Alpenländer gewissermaßen eine Lücke ausfüllt und uns neuerdings den Beweis erbringt, wie eng diese Länder von der Lafnitz bis zum Aar miteinander verknüpft sind und wie der gemeinsame Volksstamm noch tief und unausrottbar im Geiste der Vorfahren wurzelt.

Jeden, der mit der Unruhe des Ahasver heute durch das hochbewegte Leben hastet, lade ich ein, im Schatten dieses Stammes ein wenig zu rasten.

Krieglach, Frühling 1879.

**P. K. Rosegger.**

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

# Aus dem Möllthale.

## Die Hazer in der Pasterze.

Tiefe Welteinsamkeit herrschte vor Zeiten im Alpenthale von Heiligenblut. Erst in neuerer Zeit ist diese Gegend durch den hohen Besuch Ihrer Majestäten im September 1856, dann durch die Eröffnung der kärntisch-tirolischen Südbahn-Strecke an's Licht gezogen worden. Dies Hochthal wird „das Chamouny von Kärnten" genannt. Und in der That, wenn die Landschaft von Heiligenblut am hohen „Zlapp", wo die Möll durch düstere Steinschluchten schäumend einen bedeutenden Wasserfall gestaltet, sich urplötzlich vor unseren staunenden Blicken erschließt: wer vermag den Eindruck zu schildern, den es mit seiner grotesken Felsengruppirung, mit seinen Gletschern und hölzernen steinbeschwerten Alphütten, mit dem schlanken gothischen Baue seines Gotteshauses und der himmelanstrebenden Eispiramide des Glockners in jedem für Naturschönheiten offenen Gemüte zurückläßt! Erhaben, großartig und eigenthümlich ist der Charakter dieses wildromantischen Thales. Nicht minder eigenthümlich und interessant der seiner Bewohner.

Die Bewohner von Heiligenblut bilden ein in sich abgeschlossenes Völkchen, das mit der eigenthümlichen, der tirolischen ähnlichen Tracht das Gold der Gesinnung bewahrte. Es fällt uns in seiner äußern Erscheinungsweise so Manches auf, das wir erst dann recht zu würdigen wissen, wenn wir mit den Bergen, auf welchen seine vereinsamten Behausungen stehen, dem Klima, das diese oder jene Seite des Geistes und Herzens im Menschen besonders hervortreten läßt, mit seinen Lebensverhältnissen näher vertraut werden.

Woher, möchte man fragen, diese Entschlossenheit, Kühnheit gepaart mit kalter Besonnenheit, diese offene derbe, kurz angebundene Sprache des Aelplers, diese muntere Lebendigkeit und unerschöpfliche Laune, dabei das Derbe in seinen Manieren!

Betrachten wir rings umher die Natur, die ihn umschließt. Die kahlen zerklüfteten Felsen, die schneebedeckte Tauernkette, die

grauen durchfurchten Eismassen der Gletscher, hören wir das Rauschen der Wildbäche und Wasserfälle, der mit donnerähnlichem Rollen von den Höhen herabsausenden Lawinen, und wir werden die Antwort für einen Theil der Frage gefunden haben.

So wie die Natur in ihrer wilden Zerklüftung und Rauhheit ist auch der Mensch, der diese Natur zur Mutter hat. So ein muthiger Aelpler stürzt wie ein Wildbach daher, nichts hemmt seine Kraft, Entschluß und That sind wie Blitz und Knall aus der Büchse vereint. Er tritt mit einer Unerschrockenheit und Selbstständigkeit auf, die allen Gefahren Trotz bietet und die schon von zarter Kindheit an im Knaben, wenn er auf schroffem Geklippe die Ziegen hütet, herangebildet wird.

Je tiefer wir einblicken in die Lebensverhältnisse dieses Alpenvolkes, je genauer wir die Oertlichkeit durchforschen, an welche der Nerv seines Lebens geknüpft ist, um so lichtvoller, verständlicher, um so anziehender werden uns alle die Eigenthümlichkeiten seines Charakters erscheinen. Begleiten wir die Aelpler am eisigen Bergpfade in die Pasterze, belauschen wir sie bei einer ihrer gefahrvollsten Beschäftigungen, und wir werden staunen über diese waghalsige Kühnheit, über diese Gelenkigkeit, Sicherheit und Geistesgegenwart, die sie bei Herablieferung des Alpheues („Haziehen") von steil abfallenden Felsenwänden an den Tag legen.

Die Zeit für diese lebensgefährliche Arbeit ist der December.

Die Burschen, die sich dabei betheiligen, nennen sich „Hazer". Ein solcher Hazer hat etwas Herausforderndes in Haltung und Miene. Der leichte Strohhut, um den sich eine Sammtschnur mit zwei Goldquasten schlingt, der keck auf seinem Kopfe sitzt, die Lodenjacke, der gestickte Bauchgürtel, die schweren Fußeisen an den dickbesohlten Schuhen, der kurze eisenbeschlagene „Stakelstock" in seiner Rechten geben dem Hazer ein originelles, fast möchte man sagen, heroisches Aussehen.

In der frühesten Morgenstunde, wenn noch tiefe Nacht auf den Alpen lagert, machen sich die Hazer mit der frugalen „Jause", aus Brot und Käse bestehend, rottenweise auf den Weg. Die eisbedeckten Steige erhellen Laternen oder „Buchteln", die grelle Lichtstreifen in's Dunkel der Nacht werfen und die schwarzen Untiefen erkennen lassen. Nach einigen Stunden Weges, an der Briccius-Capelle, wo die Quelle noch immer selbst in strengster Winterkälte sprudelt, im Gegensatze zum sonst so furchtbar tobenden, jetzt fast lautlosen von starren Eismassen umklammerten Leiterfalle, an all' den schneebedeckten verlassenen Sennhütten, wo sie im Sommer so gerne Rast hielten, vorübereilend, erreichen sie mit Anbruch der Morgendämmerung die aufgeschichteten „Heutristen" und Heubehältnisse. Nun beginnt ein reges lebendiges Treiben unter den Hazern. Jeder will der erste am Rückwege sein, denn es gilt, einen Blumenstrauß und einen gewaltigen Krapfen, „Spitzkrapfen" benamset, zu

erringen. Dieser Lohn wird dem zu Theil, der das erste Heufuder in die Tenne eingeführt. Da balgen sie sich und rufen und jauchzen, daß ein tausendfaches Echo in den winterlich stillen Bergen erwacht. Wenn das Alpenheu auf „Schlapfen" (Schlittenkufen) gebunden, schaukelt der Sieger mit seiner duftenden Beute triumphirend über das eisüberzogene „Plattich" (Schiefergestein) herab; dann folgen die Uebrigen nach, und so sieht man eine lange Reihe von Heufüderchen wie schwarze Punkte an den blendendweißen in die blaue Luft hineinragenden Schneewänden herabgleiten.

Es gehört eine eigene Geschicklichkeit dazu, das Heu so fest mit Stricken und Weidruthen zusammen zu schnüren, daß nichts bei der luftigen Abfahrt verloren geht. Noch mehr Geschicklichkeit fordert die Abfahrt selbst. Der Hazer, der an der Vorderseite des Füderchens sitzt, hat die ganze Last mit seinem Rücken aufzuhalten, während seine Füße, mit Fußeisen beschnallt, in beständiger Bewegung sind, um so wie seine mit dem „Stakelstocke" bewaffnete Rechte dem Fuder über alle gefährlichen Abhänge die gehörige Wendung zu geben. Zur Verhinderung der Ueberwucht hält ein ebenso bewaffneter Rückhalter mit aller Kraftanstrengung an einem um seinen Leib geschlungenen Seile das Heufuder zurück. Sonderbar erscheinen die Gesten dieser Rückhalter, welche bald fast am Boden liegend, bald sich an die Schneeflächen hinlehnend, bald einen Felsvorsprung oder einen aus dem Eise hervorlauschenden Wachholderstrauch erfassend, die in die Tiefe sausende Last in beständigem Gleichgewichte zu erhalten suchen. Dieser Rückhalter muß ein verläßlicher, kräftiger Hazer sein, denn in seinen Händen liegt oft das Leben des Leiters.

Nicht selten geschah es, daß aus Unachtsamkeit des Rückhalters der Vorderhazer oder Beide über den Felsen hinabschnellten und in einer unzugänglichen Schlucht ihr Grab fanden.

Am Wege in die Pasterze fällt unser Auge auf ein „Marterl". Dies ist ein hölzernes Kreuz mit einem schlicht gemalten Bilde, das uns einen solchen Unglücksfall in's Gedächtnis ruft. Wie das Bild andeutet, soll ein Hazer vor etwa dreißig Jahren mit seinem Heufuder aus Unvorsichtigkeit des Rückhalters von der hohen „Wallnerwand" herabgestürzt sein, und im steinichten Bett des Pasterzenwildbaches sein Leben eingebüßt haben. Beide liebten ein und dasselbe Mädchen, der unglückliche Hazer nahm sie zum Weib, und das Volk bildete daraus nach seiner Art einen Roman.

Um für die Ueberstehung solcher Gefahren die Hazer einigermaßen schadlos zu halten, wird unterdessen eine reiche Mahlzeit bereitet. Krapfen und „Strauben" in Hülle und Fülle werden schon am Vorabende gebacken. Nach vollendetem Tagewerke wieder frei aufathmend, setzen sich die Hazer zu Tisch und lassen das Gefühl des Frohsinns desto voller hervorquellen. Wenn die schlaffen Glieder in der Fülle von Krapfen und Strauben, Knödeln und Kraut sich

gekräftigt und die trockenen Kehlen mit dem beliebten Kartoffelgeiste befeuchtet haben, entspinnt sich unter ihnen ein heiteres von Lachen und Jauchzen unterbrochenes Geplauder über alle Erlebnisse des Tages. Da wird dem Sieger, der den „Spiz" davontrug, der Vorrang bestritten, als wäre ihm nie der Erfolg zu Theil geworden, wenn nicht diese oder jene Umstände ihm den Sieg in die Hände gespielt hätten. Und dies geschieht mit einer von naturkräftigen Scherzen gewürzten Laune und mit übermeisternder Redseligkeit. Dabei macht die blankgefegte Zinkanne die Runde und gießt neuen Brennstoff in die Gemüter, daß der Frohsinn hell auflodernd mit gesprochenen Worten sich nicht mehr begnügend, in munteren Gesangsstrofen erklingt. Wenn gleich dieser Gesang zu jener Modulation und Weichheit, wie sie dem steierischen Alpengesange so eigen, nicht hinanreicht, bleibt er doch als der Ausdruck der gesteigerten Freude froher Seelen schätzenswert.

Das Haziehen in der Pasterze gestaltet sich zu einem förmlichen Volksfest. Fast das ganze Thal betheiligt sich daran; wol über zweihundert Menschen sind dabei gleichzeitig beschäftigt, was bei günstiger Witterung zwei bis vier Tage dauert. Wenn die Hazer die Heufuder in die Niederung herabgeliefert, werden diese auf Schlitten geladen, mit grünen Fichtenzweigen geziert und mit Pferden oder Zugochsen in's Dorf hinabgeführt. Ein großer Heuvorrath der besten Sorte wird in den Sommermonaten an den Alpenwiesen nahe den vegetationslosen Eisfeldern gewonnen und aufgespeichert, welcher erst bei schneebedeckten Wegen in's Thal herabbefördert werden kann. Die Mahd dieses Alpenheues ist an vielen Stellen mit Lebensgefahr verbunden. Da gibt es Triften, die auf steilen Felsenwänden in schiefer Ebene sich hinziehen. Ein unvorsichtiger Tritt, ein leichtes Ausglitschen am kurzbegrasten Wiesenboden kann einen tödtlichen Abfall zur unvermeidlichen Folge haben. Die Mahd dieser Alpenpartien geschieht daher mit aller möglichen Vorsicht. Ein langes Seil wird um die Hüften des Mahders geschlungen und an einem sicheren Orte befestigt, die Schuhe werden mit Steigeisen bewaffnet, um sich so vor dem „Abwalgen" zu sichern.

Mit welcher Kraftanstrengung und Lebensgefährdung muß der Möllthaler seinen kargen Lebensbedarf der stiefmütterlichen Natur im Hochgebirge abtrotzen. Und bei all' diesen Mühen und Beschwerden, bei allen Gefahren, die er zu überstehen hat, ist der Aelpler lebensfrisch, muthig und von der heitersten Laune. Im vertrauten Umgang mit der Natur, gewöhnt er sich allmälig an alle Gefahren und Beschwerden und fühlt sich auf seinen Bergen viel heimischer und glücklicher als mancher Flachländler in seinen von Saatfeldern wogenden Ebenen. Wie ein Kind die Mutter, liebt er den felsigen Boden, der ihn so kümmerlich nährt. Er hängt mit solcher Anhänglichkeit an seiner Alpenwelt, daß eine Trennung vom heimatlichen Herde das bittere Gefühl des Heimwehs in seinem Herzen erregt.

# Der Improvisator.

An den von Edelweis überwucherten, von Nigritellen duftenden, sanft anschwellenden Hügeln der Alpenregion, wo der Ton der Atmosphäre in eine tiefere Bläue übergeht, wo die Quellen eine angenehmere Frische athmen — zieht Friede und Freude in die Menschenbrust ein, daß sie aufjauchzt in frohen Gesängen. Die Alpen sind die Wiege, sind so eigentlich die Heimat der Lieder.

Auch der schlichte Bewohner der Alpenabhänge, die an die Eisgelände des Pasterzengletschers sich anschmiegen, liebt und übt den weithin hallenden Gesang. Häufig kommen im Gebiete des Möllthaler-Hochlandes Natursänger vor, die selbst schöpferisch auftreten und mit ihren munteren Liedern im geselligen Kreise von Freunden die Räume der hölzernen Schenkstube, wie die reinen freien Lüfte der Berge beleben. Auffallend ist es, mit welcher Behendigkeit, mit welcher Präcision sie von ihnen vorgetragen werden. Ihr ganzer Körper regt und bewegt sich. Man könnte Mimik bei ihrem Gesange studieren.

Auch Improvisatoren sind keine seltene Erscheinung. Wie die Wasserperlen aus einem sprudelnden Bergbrunnen, springen und klingen die improvisirten „G'sangln" oft stundenlang fort. Der diese Volkspoesie besonders anregende Ort ist der Tanzboden. Da findet der Ehrgeiz dieser Volkspoeten zugleich sein entsprechendes Auditorium versammelt.

Wenn die Paare an Faschingsabenden zum Tanze sich drehen, wenn Alles im tollsten Treiben dahinsaust, daß der aufwirbelnde Staub die bethauten Fensterscheiben bedeckt — stellt sich der Improvisator mit seiner Gesponsin am Arme zum Orchester des Tanzlocales hin. Die Tonkünstler, die Absicht des Burschen errathend, machen eine plötzliche, außergewöhnliche Pause. Die kreischenden Violinen verstummen — mit ihnen das rythmische Gepolter der Bergschuhe.

Der Bursche trägt eine Gesangstrofe aus dem Stegreif im gewöhnlichen „Ländlerton" vor. Die unterbrochene Musik fällt rasch wieder ein; Alles rast und tobt im Tanze fort wie zuvor.

Die improvisirte Gesangstrofe war ein herausfordernder, hingeworfener Fehdehandschuh. Der Gegner findet sich bald und ein Liederkampf beginnt, getragen von unerschöpflicher Laune und naturkräftigem Witze.

Die Musik schweigt zeitweise in abgerissenen Pausen, welche die Strofen der sich bekämpfenden Burschen ausfüllen. Die bedächtige Miene, die am Boden haftenden Augen, die verhaltene Freude, wenn er sein „G'sangl" beisammen hat, charakterisiren in der tanzenden Kette den Improvisator.

„Reimen" nennt man diesen Liederkampf im Möllthale.

Eine Probe dieser Volkspoesie:

Ein Zimmermann: I kenn enk an Buaben
Der wirkt s'tags zwoa Ellen,
Aft müaßen siebz'g Nattrer
Die Webnester zählen.

Ein Weber: Du darfst mit mein Weben
Heut' nit gar z'viel scherzen,
Bau' dir lieber a Gimp'lnest
In der Pasterzen.

Der Zimmermann: Daß i a Gimp'lnest tat bauen,
Döß kennt grad wol sein,
Aft wonn i an's tat bauen
Warst du z'erst dreiu.

## Das Nigldreschen.

Wenn der Herbst kommt, füllen sich die Scheuern des Landmannes mit dem Erntesegen und das Dreschen beginnt. Das tactmäßige Gepolter der Drischeln (Dreschflegel), das man schon von Ferne vernimmt, ist ein charakteristischer Ton einer Herbstlandschaft.

Im Möllthale ist das „Lichtdreschen" gebräuchlich; bald nach Mitternacht, um ein oder zwei Uhr, wird es im Hause lebendig und Knechte und Mägde finden sich nach kurzer Nachtruhe auf der Dreschtenne ein, wo die einförmige harte Arbeit beim matten Schimmer einer Stalllaterne bis zum Grauen des Morgens fortgesetzt wird. Das dauert zwei bis drei Wochen.

Sobald das Dreschen seinem Ende naht und die letzten Schouber unter die Dreschflegel geworfen werden, da fliegen die Drischl in hastiger Eile, und mit dem letzten Schlage, der an der Tenne verhallt, beeilt sich Jeder und Jede die Drischl so schnell als möglich an ihrem Platz zu hängen. Der Langsamste wird mit frohem Gejauchze als der „Nigl" begrüßt und mit einem aus Stroh geflochtenem Kranze geschmückt. Alle Gegenwehr ist da vergeblich, denn es ist eine hergebrachte Sitte, welcher sich der Betreffende ohne vieles Sträuben unterwerfen muß. Die komische Situation eines solchen Nigls macht ungemein viel Spaß und bringt Leben und Freude unter die mit harter Arbeit überhäuften Aelpler.

Während der Mahlzeit wird gelacht und gescherzt; der „Nigl" aber darf nicht am Tische erscheinen, sondern hat seinen gewöhnlichen Platz unter demselben, wohin ihm einige Brocken zugeworfen werden.

Aber ihn erwartet noch größere Demüthigung und Schande. Vor dem Hause hält mit Lärmen ein Zug von Leuten, die einen oder mehrere „Nigl" bereits an einem langen Seile führen. Nach einigem Aufenthalte wird auch der neue „Nigl" ins Schlepptau

genommen, wie die übrigen mit Kuhglocken, Ketten, Fuchsschwänzen u. s. w. behangen und unter dem Genecke von Groß und Klein fortgezogen. So gehts durch das ganze Dorf und die nächste Umgebung, bis man alle Betreffenden am Seile hat und bald darauf auch der Umzug und mit ihm für diesmal das Rigldreschen endet. — Diese Skizze wurde unter andern dem rühmlich bekannten Germanisten Herrn Professor Mathias Lexer für sein kärntisches Idiotikon mitgeteilt.

## Eine Hochzeit im Möllthale.

Um die Eigenthümlichkeiten des Möllthales näher kennen lernen zu wollen, müssen wir uns auf den Weg machen, wenn die Schneehülle über Berg und Thal ausgebreitet liegt, die Wasserfälle zu dünnen Fäden zusammenschrumpfen oder sich in colossale, in allen Farben-Nuancen schimmernde Eisgerüste verwandeln, wenn der Flugschnee durch die enge Dorfgasse wirbelt — da ist freilich der landschaftliche Charakter des Thales verhüllt; aber desto lebendiger tritt der seines Volkes hervor.

Im Hochsommer zerstreuen sich die Aelpler über die hohen Bergwiesen, wo sie sich mit der Heumahd und Pflege der Rinder beschäftigen, oder sie arbeiten an den Feldern, wo sie im Frühjahre den von der steilen „Leiten“ herabgeschwemmten Humus in Rückkörben wieder hinauftragen müssen. Um sich diese überaus anstrengende Arbeit zu erleichtern, bedient sich der Aelpler einer eigenen mechanischen Vorrichtung, welche in einer Art Flaschenzug besteht, der am obersten Theile des Ackers angebracht wird; um das Rad läuft ein Seil, an dessen einem Ende ein Rollwägelchen, an dessen anderem die ziehende Kraft, gewöhnlich ein Knecht, im günstigsten Falle eine Melkkuh oder ein Saumpferd angespannt wird; so rollt das Wägelchen mit den schweren Lasten lustig auf und nieder; selbst der Dünger wird auf diese Weise auf höher gelegene steile Ackerparcellen befördert.

Erst der Winter rückt die Aelpler traulich zusammen; da finden wir sie beim „Lichtdreschen“ auf der Tenne, in der Spinnstube oder Rauchkuchel, dem eigentlichen Conversationslocale in den Alpen, mit Strohhut- oder Korbflechten oder anderen häuslichen Arbeiten beschäftigt; aber er führt sie auch zuweilen hinaus in die eisigen Bergschründe, wo wir sie bei der Herablieferung des Alpheues, beim Fällen des Holzes, beim „Taxenschnatzen“ — so nennt man hier das Abhauen der Aeste von den Fichtenstämmen, die als Streu für die Stallungen verwendet werden — in den dichten Forsten beobachten können; da zeigt sich erst recht ihre kräftige

Alpennatur, aber desto froher jauchzt der Aelpler auf, wenn das Tagewerk vollendet, und dünkt sich ein König bei seinem frugalen Male von „Munken“ (geröstetes Gerstenmehl) und Schmalz.

Doch erweitert sich das frugale Mahl bei besonderen Gelegenheiten zu förmlichen Festessen, wo Krapfen und Strauben, „Plateln“ und „Hirschg'stäng“, Knödel und Speck als Leckerbissen aufgetischt werden. Der Glanzpunkt aller Festlichkeiten jedoch, wie sie im socialen Leben des Aelplers vorkommen, ist und bleibt die Hochzeit; sie ist da noch mit vielen Förmlichkeiten, wie mit Arabesken, umrankt, da werden alle künstlerischen Kräfte der Alpen in Anspruch genommen.

Schon die Brautwerbung nimmt einen poetischen Anlauf.

Der Brauthirt klopft an der Thüre.

Der Wirth in der Stube ruft: Wer da!

Brauthirt: Gut Freund!

Wirth: Was ist euer Verlangen heunt?

Brauthirt: Wir sind unser zwei, drei, vier,
Halten an um ein Nachtquartier.

Wirth: Hier ist kein Wirthshaus für fremde Leut',
Wer wêis, wâs ihr für Kerle seid;
Thür und Thor ist schon verschlossen,
Wer jetzt kumt, wird über'n Haufen g'schoss'n.

Brauthirt: He, he, Herr Wirth, nit gâr so kökt,
Mit 'n ersten Wort hât uns Nimand derschrökt.

Wirth: Wonn ihr wollt durch fremde Länder reisen,
Müßt ihr Brief und Pâß aufweisen —
Und das ist noch nicht genua,
Das kaiserliche Siegel g'hört auch dazua.

Brauthirt: Das hätt' ich mir nicht gedâcht,
Daß ich sollt' käm für a so scharffe Wâcht.

Wirth: Ihr seid truzige Köpf', ich kenn' enk g'nua,
Brave Leut' lenken wol ehender zua.

Brauthirt: Bei recht braven Wirthen und Bauersleuten
Darf man nit so lâng um die Herwerg streiten.

Wirth: Nu so weißt euren Pâß und sâgt, wer ihr seid;
Seid ihr Bürger oder Bauersleut'?

Brauthirt: Wir sein kane Bürger, noch Bauer,
Wir kommen von Sachsen, sein Müllsteinhauer.

Wirth: Da wird's enk mit eurer Hântirung wohl betriegen,
Wärt's kan guten Müllstein kriegen.

Brauthirt: Deswögen seimer nit verzâgt,
Bei enk hâb mer an gut'n Löger derfrâgt.
Wir hâ'n an' Lâsen, der wird enk taugen,
Itzt thut's uns geh'n lâssen, enkern Löger anschaugen.

Wenn der Handschlag gegeben und Alles in Richtigkeit ist, geht man an's „Laden" der Hochzeitsgäste. Die Braut ladet ihre, der Bräutigam seine Verwandten. Die Braut kennzeichnet das rothe, um den Hutgupf geschlungene Band. Der Ladmann, der sie begleitet, ist eine auffallende Erscheinung. Jung und Alt drängt sich ans Fenster oder lauscht an der Thürspalte, wenn er stolz in seinem bis an die Knöchel reichenden schweren Lodenmantel dahinschreitet, von seinem überschwenglich mit künstlichen Blumen ausstaffirten Hute flattern farbige Bänder; statt des Alpenstockes trägt er einen Hirschfänger mit blanken Griffen, als ob er die Braut durch ein feindliches Lager zu führen hätte — eine Sitte, die auch bei den Slovenen im Gail-Thale vorkommt.

Das „Laden" in einem Gebirgsthale ist keine so leicht zu lösende Aufgabe. Die Bauerngehöfte liegen gewöhnlich weit von einander entfernt auf steilen Gehängen, die durch die Schneemassen bergan sich schlängelnden Pfade sind schmal, steil und stellenweise mit Glatteis bedeckt, daß man ohne Bewaffnung der Schuhe mit stacheligen Fußeisen kaum fortkommen kann.

In früheren Zeiten hatte ein solcher „Lader", der übrigens ein findiger Kopf sein muß, einen ganzen Schwall von Reimsprüchen herabzuleiern, aus welchem man die Einladung wie einen winzigen Kern herauslesen konnte; nun spricht er ganz einfach, wenn er in die Stube tritt:

„Af'n Suntag af's Kranzelpint,
Af'n Montâg af die Hochzeit."

Die Tage der Woche verfließen wie Minuten; schon ist der Faschingsonntag da — da werden die Brautleute zum letztenmale von der Kanzel „herabgeworfen" — der hier übliche Ausdruck für: Verkünden. Die Braut hat noch so Manches zu schaffen, um ihre Siebensachen in die gehörige Ordnung zu bringen, wenn ihr auch ihre höchst einfache Toilette, die einer Jungfrau im Flachlande oft die ganze Hochzeitsfreude verbittert, wenig Sorgen macht. Die Möllthaler sind schlichte Leute, in deren Behausungen noch keine Mode-Journale Eingang gefunden, sie halten ihre alte, freilich nicht besonders kleidsame, aber für die rauhe Gebirgswelt ganz praktische Tracht, wie sie solche von den Vorfahren überkommen haben, noch immer in Ehren.

Doch die im Wirthshause zu treffenden Voranstalten für dies sinnenberauschende, fröhlich heitere Volksfest nehmen alle Hände in Anspruch; da wird gefegt und gescheuert, gewaschen und gebiegelt, gesotten und gebraten, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht

hinein, da herrscht eine ruhelose, geschäftige Hast. — Die Tische für den Hochzeitsschmaus müssen oft aus allen Nachbarhütten zusammengeschleppt werden, da die Anzahl der Gäste sich nicht selten auf 120 Personen und darüber beläuft; bald fehlt Dies, bald Jenes. Mit dem Tanzsaale ist man freilich bald fertig: ein einfacher Holztisch, ein paar ungepolsterte Lehnstühle bilden das Orchester — und etliche Wandleuchter mit ihren Talgkerzen sind bald aufgenagelt.

Sonntag Abends findet das „Kranzelpint" statt. Wenn wir uns ein wenig beeilen, kommen wir noch zu dieser gleichsam die Vorhochzeit bildenden Abendunterhaltung, an der sich jedoch meist Dienstboten betheiligen, im Hause der Braut zurecht. Schon von Weitem her schallt der gellende Ton der Clarinette. Die kleinen Fensterscheiben der aus den Schneemassen zwischen dicht bereiften glitzernden Fichten vor uns auftauchenden Alpenhütten sind heute ungewöhnlich hell beleuchtet. Aelpler und Aelplerinnen mit „Gundeln" (Tragkörben) am Rücken begegnen uns am eisigen Pfade, als ob es noch spät Abends zur Mühle ginge.

Was soll das bedeuten?
Es sind Weissatleut'.

Nach einer schönen, in wahrer Nachbarlichkeit wurzelnden Sitte werden den Brautleuten im Möll-Thale beim Beginne ihrer Wirthschaft, um ihrem Hausstande ein wenig aufzuhelfen, vor der Hochzeit allerhand aus Cerealien, Butter, Käse bestehende Geschenke (Weissat) gebracht, welches ein eigens dazu bestellter „Schüßelschreiber" übernimmt und in die „Kemmaten" stellt, wo Spitzkrapfen, Blat'n und „Hirschg'stäng" aufgeschichtet liegen. In die leeren Körbe oder Schüßeln werden dann Zetteln mit den Namen des Geschenkgebers gelegt, dem sie, mit diesem eigenthümlichen Backwerk der Alpen gefüllt, wieder zurückgestellt werden.

In der Stube geht es recht lustig her; schon während des gewöhnlich aus Speck und Knödeln bestehenden ländlich-sittlichen Males führen einzelne Paare ihre fast pantomimischen Tänze auf, wobei sie es, wahrscheinlich der vielen Unebenheiten des Bodens wegen, nicht für nöthig halten, die klirrenden Fußeisen abzuschnallen — und der hoch aufwirbelnde Staub sinkt als Ingwer in die ohnedem pikanten Gerichte. Die „Valesführer" bilden einen eigenen Tisch; sie haben die Aufgabe, den „Vales" (den bunt bemalten Brautkasten) in der Nacht, bei grellem Buchtelschein in das Haus des Bräutigams zu überführen. Ein tüchtiger, mit Proviant und Enzianflaschen beschwerter Korb, die „Valesführerjause", wird ihnen mit auf den Weg gegeben.

An der Grenze der Ortschaft wird eine „Klause" — eine aus frischen Fichtstämmen improvisirte Mauthschranke errichtet, wo der Vales angehalten und ein dramatischer Schwank abgespielt wird.

Nach diesem höchst originellen Schauspiele unter freiem Himmel

öffnen sich die Schranken und die Valesführer ziehen unter frohem Gejauchze, das vielstimmig in den Bergen verhallt, mit dem Brautputze weiter.

Am Hochzeitsmorgen versammeln sich die geladenen Gäste im Hause der Braut und des Bräutigams, wo sie entsprechend tractirt werden. Eine Vertheilung von Blumen an die Gäste ist hier nicht üblich, obschon der Gebirgsbewohner ein besonderer Blumenfreund ist; höchstens daß sich eine Aelplerin ein grünendes Sträuschen hinter das Ohr steckt. Bevor es zur Kirche geht, findet die „Abbitte" statt. Die Braut, im Begriffe, das elterliche Haus zu verlassen, bittet ihre Eltern noch um Verzeihung für alles Leid, das sie ihnen vielleicht verursacht hat; doch weil sie in diesem bewegten Augenblicke keines Wortes kaum mächtig, hält der Ladmann in ihrem Namen eine längere oder kürzere Rede an die Eltern und bittet sie schließlich um den elterlichen Segen, und wenn die Braut dann auf ihre Knie niedersinkt und Vater und Mutter ihre zitternden Hände segnend über sie ausstrecken — da bleibt kein Auge thränenleer.

Nach diesen Präliminarien setzt sich endlich der Zug in Bewegung; er kündet sich schon von ferne durch Pistolenschüsse und fröhliches Gejauchze an. Den Vortrab bildet die Dorfmusik-Capelle im echten Möllthaler Costüme. Wie behändig der Geiger trotz Kälte und Frost die Fiedel streicht, wie gewaltig sein Nachbar die Clarinette ertönen läßt, hinter ihnen brummt die Baßgeige, die ein Aelpler an einer breiten Gurte trägt. Die Bergpfade sind eisig und holperig, wer soll sich wundern, wenn der Baß zu Zeiten aus dem Tact kommt. Die an diesen Vortrab sich anschließenden lebensfrohen, muskelstrammen Burschen in schweren Lodenmänteln und blumenbekränzten Hüten haben ohnedem keine Zeit, sich an den Tact der kreischenden Holzinstrumente zu halten, sie haben vollauf zu thun, um ihre Pistolen zu versorgen, zur Unterhaltung eines fast ununterbrochenen, mit ihren die ganze Tonleiter durchlaufenden Jubelrufen gemischten Lauffeuers, um so durch ihren bachantischen Lärm den entlegensten Hütten der Alpen das freudige Ereigniß des Tages zu verkünden; — aus diesen Tirailleuren des Hochzeitszuges blickt uns der Schalk der Fastnacht entgegen, während man aus den Mienen der Nachfolgenden die Wichtigkeit und den Ernst des feierlichen Actes herauslesen kann. Neben dem Brautführer mit dem Hirschfänger an der Seite, den er selbst in der Kirche nicht ablegt, sondern zeitweilig unter dem Lodenmantel hervorblitzen läßt, schreitet bedächtigen Schrittes die Braut im braunen, fest unter dem Kinne geschlossenen Lodenkleide. Der einzige Schmuck, den sie trägt, ist das rothe, um den Hutgupf geschlungene Band. Ihr folgen die Beistände und der lange Zug der übrigen Gäste.

Der Glockner blickt leuchtend aus dem Kranze der übrigen

Bergkuppen auf das freudige Treiben am Kirchplatze nieder und der Tauernwind treibt sein neckisches Spiel mit dem Flitterwerk an den Hüten der Hochzeitsleute, die sich an den in die Vorhalle der herrlichen gothischen Kirche hinabführenden Steinstufen drängen und völlig den Athem verlieren bei dem plötzlichen, im engen akustischen Alpenthale ein wundervolles Echo wachrufenden Pöllergekrache, da diese metallenen Freudenherolde gleich bei der Kirche an der Friedhofsmauer losgebrannt werden.

Ist's in der Kirche zu Ende, wo schließlich während des Johannis-Segens ein originelles Hochzeitslied abgesungen wird, so geht's in derselben Ordnung wieder in's Wirthshaus.

Die Mutter der Braut darf bei der Trauung nicht zugegen sein, es ist das eine althergebrachte Sitte. Sie war bei der Taufe auch nicht dabei. Der Hochzeitsschmaus währt bis tief in die Nacht hinein. Alle Gemächer und Stuben des Wirthshauses sind mit Aelplern und Aelplerinnen überfüllt, es summt wie in einem Bienenschwarme. Im „Hoppestübchen" haben sich die Dorfmagnaten niedergelassen; ein frischer Blumenstrauß schmückt ihren mit weißen Linnen gedeckten Tisch. Daneben in der aus Holz gezimmerten „Schullerstube" entbrennt der Tanz und die unermüdlichen Dorfvirtuosen vermehren noch den sinnverwirrenden Lärm. Am Tanzboden concentrirt sich die Hochzeitsfreude; das belebende Element desselben ist der Improvisator, der da seine durch den Augenblick der Situation angeregten herausfordernden „G'stanz'ln" zum Besten gibt. Da steht der alte „Ditt", der für heute seinen rothen Brustlatz mit den grünen Hosenträgern wieder einmal zur Schau trägt, seelenvergnügt in Mitte der jugendlich aufsprossenden Generation und lächelt im Bewußtsein seiner vielen bei solcher Gelegenheit errungenen Siege still in sich hinein, denn er war seinerzeit ein Improvisator, wie kein zweiter mehr aufsteht, und wußte als Tonangeber die Heiterkeit stets am Niveau zu erhalten, — wer weiß, ob er nicht heute, trotz seiner grauen Haare, der Gewalt der Tonwellen nachgibt und sich in den Wirbel der jungen Welt hineinreißen läßt! —

Der idyllisch-heitere Charakter dieses Alpenfestes wird nicht leicht durch rohe Excesse getrübt. Wohl geschieht es, daß, wie die Köpfe einmal warm werden, hier und dort ein heftiger Wortstreit sich entspinnt, der jeden Augenblick in einen Faustkampf umzuschlagen droht. — Die Differenz wird jedoch bald beglichen und selten kommt es zu Thätlichkeiten. Manchmal ist der feierliche Klang der Aveglocke der Friedensvermittler; sobald er an das Ohr der lärmenden Streitbolde schlägt, herrscht plötzlich lautlose Stille; ein Aelpler betet laut den Abendsegen, die Uebrigen beten nach, und wenn schon mit dem Worte „Amen" der Lärm und Streit aufs Neue beginnt, als ob er gar nicht unterbrochen worden wäre, nimmt er doch gewöhnlich eine scherzhafte Wendung. Der Streitpunkt ist bald vergessen und ein lustiges

Lied, das ein Aelpler rechtzeitig anzustimmen weiß, bringt wieder Alles in das rechte Geleise.

Frühzeitig machen sich die Neuvermälten auf den Heimweg. Die Spielleute geben ihnen eine Strecke Weges das Geleite. Wenn sie endlich oft nach beschwerlichem Marsche die einsame Behausung erreichen, da finden sie Thür und Thor verschlossen. Der Braut wird als einer fremden Person der Eintritt in das Haus verweigert. Erst nach einem, mit derben Witzen gewürzten Dialog zwischen dem Geleitsmanne des neuen Ehepaares und einem der Hausinsassen wird die Pforte geöffnet. Das Dienstpersonale erscheint, übergibt der Braut einen Bund Schlüssel oder eine Thürschnalle und begrüßt sie in freudigster Stimmung als neue Herrin des Hauses.

## Das Valisführen.

Am Fuße der „Dabor", wo die Wildbäche der großen und kleinen Fleiß sich vereint in die Möll stürzen, liegt der Weiler Pokhorn mit der altergrauen Kirche St. Martin in schweigsamer nächtlicher Ruhe. Jeder Laut menschlicher Thätigkeit war verstummt, selbst das tagüber rastlose Geklapper der Mühlen an den felsigen Uferabhängen des Fleißnerbaches war eingeschlafen — nur das Getöse des Möllfalles tönt lauter in die Einsamkeit der in stillem Ernst versunkenen Alpenwelt.

Da entfaltet sich vor einem Gehöfte des Weilers, hart an der Straße, die über den „Zlapp" nach Heiligenblut führt, ein geschäftiges Treiben. Der Platz vor der Hütte wird von den Schneemassen gesäubert. Zwei Fichtenbäume scheinen wie von selbst sich von der Dreschtenne herab zu bewegen; die an den Bäumen ziehenden Burschen halten Kopf und Rücken unter den dichten Aesten verborgen. Diese Bäume werden kreuzweis über den Fahrweg an den Wipfeln zusammengebunden, mit bunten Tüchern decorirt und bilden eine den Weg absperrende Klause. Ein alter Tisch und eine Bank aus der Gesindestube werden vor der Klause zurecht gestellt. Alle diese Vorkehrungen geschehen mit einer solchen Behändigkeit, daß das unwirtliche Terrain vor dem Hause fast wie mit einem Zauberschlage zu Thaliens Tempel umgeschaffen war.

Nun erscheint die Klausenwache, Burschen in Militäruniform mit dem Hauptmann, den dreistülpigen Sturmhut mit dem flatternden Federbuschen am Haupte, den Musketir-Säbel an der Seite. Auch der Schalksnarr, der statt der Schellenkappe eine Reihe von Kuhglocken um die Hüften trägt, hat eben seine Toilette beendet und hüpft in tollen Sprüngen aus der Rauchstube des Alpengehöftes,

die als Garderobe benützt wird, klingend in's Freie. Von allen Seiten kommen schaulustige Aelpler herbei.

Indeß Spieler und Publicum zum Schauspiele unter freiem, nächtlichem Himmel sich rüsten, saust der Tauernwind über die Holzdächer der vereinsamten Alpenhütten hin, verweht die Zaunwege, verstopft wie ein boshafter, neckischer Kobold mit vollen Händen die offenen Fensterlucken mit Flugschnee, schüttelt die Frostgebilde von den gesenkten Zweigen der Erlengebüsche und schleudert sie in die freudestrahlenden Gesichter der Menge; doch der künstlerische Drang und die Schaulust der Aelpler können weder durch Frost und Kälte, noch durch Sturm und Schneegestöber eingeschüchtert werden.

Schlagend aufeinander fallende Pistolensalven erschüttern die Luft und die Wände der Alphütte, daß die runden Fensterscheiben in der Bleifassung klirrend erbeben. —

Der Brautputz kommt.

Es ist Sitte im Möllthale, daß die Braut von ihren Angehörigen einen gewaltigen mit Arabesken und Fantasieblumen bunt bemalten Kasten (Valis), worin sich Wäsche und Kleidungsstücke befinden, zur Ausstattung erhält. Dieser Kasten wird von kräftigen Burschen, die man „Valisführer" nennt, unter Jubel und Gesang an den vor dem Hausthore harrenden Schlitten hinausgetragen, um ihn sicher und wohlbehalten in die Behausung des Bräutigams zu befördern. Die Braut sieht mit feuchten Augen zu; der Gedanke, den älterlichen Herd verlassen zu müssen, scheint schwer an ihrem Herzen zu liegen. Ihre Angehörigen bekränzen den Valis mit frischen Fichtenzweigen und schmücken ihn mit den Symbolen der Häuslichkeit. Ein neues Spinnrad, mit Rocken und Flachs versehen, wird mit einem rothen Bande obenan festgeknüpft. So beladen fährt der Schlitten vom Jubel der eben zum „Kranzelbind" versammelten Gäste am einsamen Bergpfade weiter.

Ein Schlittengespann mit dem oben geschilderten Brautputze klingelt durch die Gasse der Alpenhütten unserem nächtlichen Schauplatze zu.

Hell flammen die „Buchteln" in den Händen der „Valisführer", die in ihrer Sonntagstracht, mit Sträußchen an den Hüten, dem Brautschmucke das Geleite geben.

Immer näher kommt der Zug; — endlich langt er an der grünen „Klause", die ihm den Weg absperrt, an. Ein muthiger Bursche wirft sich in die Zügel des tobenden Pferdes. Die freudig überraschte Zuseherschaar weicht erschrocken zurück.

Aeolus erhebt sich am eisigen Lehngestühle der Tauernkette und spielt eine brausende Ouverture zum Beginne.

Ein gewandter, zungengeläufiger Aelpler aus dem Zuge der „Valisführer" stellt sich in heroischer Haltung vor die rauschende

Fichtenpforte, um den Wortkampf mit dem Klausenwächter, der ihm ein barsches „Wer da“ entgegenruft, aufzunehmen.

Klausenwächter: Wer kommt bei später Nacht
Allher auf uns're Wacht:

Valisführer: Mit Jungfrauwaar' und Heiratspracht
Kommen wir auf Eure Wacht.

Klausenwächter: Es muß verbot'ne Waare sein,
Weil ihr nicht fährt bei Sonnenschein.

In ähnlicher Weise spinnt sich der in Knittelversen abgefaßte Dialog mit immer größerer Lebhaftigkeit fort.

Die lauschende Menge beobachtet und verfolgt jede Bewegung, jede Miene, jedes Wort, das gesprochen wird — mit gespannter Theilnahme.

Während dieses Wortstreites schläft der Hauptmann, behaglich am Tische sich hinlehnend und sein müdes Haupt mit zwei dickleibigen Folianten, die als Gesetzbücher dienen, unterstützend. Im Traume noch hält er die Weinflasche, die ihm zu Häupten steht, instinctmäßig umklammert. Neben der Weinflasche befinden sich an der Tischplatte die Kanzleirequisiten, ein Suppennapf, eine dreifüßige, durchlöcherte Aschenpfanne, einige Holzspänne in Ermangelung von Gänsekielen.

Doch der Streit wird immer ernster. Schon ruft der zornentbrannte Valisführer:

Ihr dürft uns nicht lange spetzen
Wir hauen euch gleich zu Fetzen.

Schon blitzt und knallt es aus den drohenden Pistolenläufen — der Hauptmann läßt jedoch sich in seinem Schlummer nicht stören. Alle Versuche, ihn aufzumuntern, sind fruchtlos. Halb wachend, wie im Traume bewegt er die Lippen:

„Zu Haus' schlaf' ich ruhig und in der Still
Hier träumt mir von Kriegsheeren viel.“

Ein heftiger Schlag auf die Tischplatte, daß die Kanzleirequisiten erschrocken aufhüpfen, bringt ihn endlich zur vollen Besinnung.

Den tragischen Ernst dieser Scene mildern die komischen, jede Wendung des Streites begleitenden Glossen des Schalksnarren, der jeden seiner Witze durch ein schallendes Geläute der um seinen Leib geschlungenen Kuhglocken ankündet.

Der Hauptmann hält mit der Weinflasche liebäugelnd einen kurzen Monolog und erhebt sich dann zur Schlichtung des Streites, der noch eine geraume Zeit forwährt; — bis endlich nach Entrichtung der Mauthgebühr dem Schlittengespanne die „Klause“ geöffnet und der ganze Schwank, nach der drolligen am schneebedeckten Dache der Alphütte abgehaltenen Faschingspredigt mit nachstehendem Epilog beschlossen wird:

Jetzt machen wir den Freudenb'schluß,
Auf keiner Seiten ein Verdruß,
Ich stecke ein mein Schwert und Degen
Und wünsche euch viel Glück und Segen.

Eine Variante dieses Brauches kommt im Lesach-, Gail- und Drauthale vor, wo nicht blos der Brautkasten, sondern auch die Braut, wenn sie in eine andere Ortschaft übersiedelt, bei der Klause aufgehalten wird und durch ein Trinkgeld sich loskaufen muß; da kommt auch das Gürtelwerfen, Brautstehlen (die Braut wird in das nächste Wirtshaus überführt, wo auf Kosten des Brautführers gezecht wird) das Schuhtreten und Kreuzerwerfen vor, letzteres eine höchst drollige Sitte; im Presbyterium oder vor der Kirche wirft der Brautführer Faustweis Kreuzer, Kupfermünzen unter die am Boden sich balgende Jugend. Nach der Hochzeitstafel, Abends, wenn die Brautleute nach Hause gehen, wird in der Vorlaube des Wirtshauses ein Tänzchen gemacht. Interessant ist das Hochzeitsceremoniel der windischen Gailthaler; das Charakteristische dabei ist, daß zur Hochzeit geritten wird; selbst der Lader erscheint hoch zu Roß und macht in der Vorlaube des Hauses seine Einladung.

## Das Hirten- und Königs-Spiel.

Die von hohen Gebirgszügen eingeengte Thalschlucht, durch welche die aus den mächtigen Eisschollen der „Pasterze" abstürzende Möll ihr Gletscherwasser führt, war seit jeher ein besonders günstiger Boden für religiöse Volksspiele. Ihr Lebens-Princip, der christliche Sinn, der die schlichten Bewohner des Möllthales charakterisirt, das tiefe religiöse Gefühl, lebt da noch in voller Kraft.

In diesem abgeschiedenen Hochthale hört man noch im Advent, wenn Frost und Kälte und der in dichten Massen aufgehäufte Schnee das gesammte Hausgesinde in die vereinsamten Hütten zusammendrängt, in den niederen Rauchstuben zum Schnurren der Spinnräder allabendlich die einfachen Melodien der Weihnachtslieder anstimmen. Alles lebt sich in die heilige Zeit hinein, oder wird vielmehr von ihrer Weihe zu dieser ernstlichen, feierlichen Stimmung erhoben. Ergreifend klingen die einfachen Weisen an's Herz, wenn man in winterlicher Stille vorüberzieht an den von Schnee und Eis umstarrten Alphütten und am dunklen Himmelsgrunde die Sterne allmälig zu funkeln beginnen.

In graue Lodenmäntel gehüllt, wandern da noch die „Sternsinger", als echte Repräsentanten der volksthümlichen Gesinnung, von Haus zu Haus, auf eisigen, gefahrvollen Bergsteigen bis zu den höchst gelegenen Hütten. Wenn der transparente Stern an der

langen Stange in die Vorlaube oder in die Stube des Aelplers hineinleuchtet, und die monoton fortlaufenden Strophen des Weihnachtsliedes beginnen, da lauscht sein Ohr, da bebt vor Freude sein Herz. Und wenn die Könige im grauen Lodenkleide mit der kargen Gabe, die sie empfangen, weiter ziehen, da sieht er noch lange wohlgefällig dem schimmernden Sterne nach und freut sich, als hätte er die heiligen drei Könige selber bewirthet.

Abgeschlossen von Bergen erhält sich hier der christliche Sinn. Daher darf man sich draußen in der indifferenten Welt der Großstädte nicht wundern, daß das schlichte Volk im Möllthale die religiösen Spiele zu allen Zeiten mit so großer Vorliebe pflegte und noch heutigen Tags mit voller Begeisterung aufnimmt.

Mögen anderweits diese tief im christlichen Charakter des Volkes wurzelnden, aus seinem innigsten Bewußtsein hervorgegangenen dramatischen Spiele belächelt werden und all' ihren Reiz verlieren, im Möllthale ist dies nicht der Fall.

Ein feierlicher Ernst ergreift das Gemüth des Möllthalers, wenn er die heilige Geschichte in lebendigen Bildern dargestellt sieht. Helle Thränen stehen oft in seinen Augen, wenn er das Christkindlein am Strohlager in der Krippe erblickt. Diese religiösen Vorstellungen sind mit dem Volksleben innig verschmolzen. Darsteller und Zuseher, sie leben in der Handlung, die vorgestellt wird, und letztere nehmen lebhaften Antheil daran. Keine anspruchsvolle Kritik schmälert ihren theatralischen Hochgenuß.

Die Orts-Musikanten locken mit ihrer volltönigen Posaune die schaulustigen Aelpler zum Beginne des Spiels.

Es ist drei Uhr Nachmittags. Die Schaustube, deren kleine Fenster mit Teppichen, um das Tageslicht abzuhalten, verhängt sind, füllt sich mit Neugierigen.

Der Vorhang, aus gestreifter Leinwand, schwebt schon in banger Erwartung, alle die Herrlichkeiten, die er jetzt noch verdeckt, zu enthüllen.

Endlich erklingt das Glöcklein. Die Musik verstummt und der Vorhang fällt nieder.

Ein Aelpler in seiner gewöhnlichen Sonntagstracht erscheint auf der Bühne. In einem kurzen Prolog, wie er bei Volksspielen üblich, sucht er die Zuseher in die Handlung einzuführen, zur Geduld und Aufmerksamkeit zu ermuntern.

Man erfährt da vom Prologus, daß heute das „Hirten- und Königsspiel" aufgeführt werde.

Der Vorhang rauscht in die Höhe und läßt das Publikum, das sich auf Bänken und Tischen zurecht gesetzt hat, eine geraume Weile in lautloser Spannung.

Wie man bemerkt, wird der Vorhang bei Eröffnung der Scene nicht aufgezogen, sondern nach altherkömmlicher Sitte herab-

gelassen, was während der Dauer des Stückes sehr oft zu geschehen pflegt. Darum erscheint auch die Handlung in einzelnen Bildern, und dem Zuseher bleibt es überlassen, das Ganze in gehörigen Zusammenhang zu bringen.

Bei Beurtheilung dieser „G'spiele" dürfen allerdings die Theorien der Aesthetik nicht zum kritischen Maßstabe dienen. Es sind naturwüchsige Producte, in eigenthümlicher Auffassungsweise dem Herzen des Volkes entsprossen. Gleichwol vereinen sie in sich alle Elemente der dramatischen Kunst. Da finden wir Ernst und Scherz, das einfache Lied mit dem Chore, Duette, Terzette und Recitative aneinandergereiht.

Diese „G'spiele" sind fast durchgängig nach Manier der Meistersänger in Reimen geschrieben.

Doch die Scene steht schon eine Weile geöffnet.

Maria, an einem Betschemmel knieend, singt eine Ariette in Form eines Gebetes mit gefalteten Händen. In der That eine seltsame Stimme! — zu rauh für ein Weib, zu weich für einen Mann. Und doch ist es ein Mann, der die Maria in falschen Locken darstellt.

Belustigend war es, als ein neugieriger Aelpler in der Maria seinen Nachbar erkannte und in freudiger Ueberraschung beim Namen rief. Allein bei dem im Anschauen vertieften Publicum rief dieser komische Zwischenfall, den ich selbst erlebte, nicht die geringste Störung oder Aeußerung des Mißfallens hervor.

Der Engel Gabriel erscheint mit der frohen Botschaft und singt das:

„Ave Maria, jungfräuliche Zier!"

Nach dem englischen Gruße, der vor einigen Decennien noch sinnbildlich mit beweglichen Holzfiguren in Lebensgröße im Gotteshause dargestellt wurde, drängt sich Josef, der Zimmermann, mit dem Werkzeugbehälter am Rücken, das Längenmaß in der Hand, hinter den „Szinezen" (Coulissen) hervor:

„So oft ich Maria erblicke,
Erscheint sie mir in einem andern G'schicke."

Seine Bedenken sind jedoch bald gehoben. Der Engel Gabriel rauscht zu ihm heran und eröffnet ihm die Sendung Maria's, die gleichzeitig mit hervortritt.

Josef fällt ihr zu Füßen und bittet sie um Vergebung. Sie aber reicht ihm liebreich die Hand.

„Steh' auf, du liebster Josef mein,
Verziehen soll dir Alles sein."

Die Zwischenacte sind mit passenden Weihnachtsliedern, die auch in der Weihnacht am Chore gesungen werden, ausgefüllt.

Ein blinder Geiger, den man vor Beginn des „G'spiels" an den Herd in eine Ecke der Schaustube führte, stimmt seine gute, alte Violine und accompagnirt den von einer männlichen und weib-

lichen Stimme ausgeführten Wechselgesang. Wenn er im vollen Schwunge, mischen sich keck die Posaunen darunter, bis es wieder klingelt und der Vorhang niederfällt.

Ein Handwerksbursche mit der leeren Flasche in der Tasche, ein Prachtexemplar des 19. Jahrhunderts aus diesem Genre — als ob er sich zufällig auf die Bühne verirrt hätte — nimmt sich vor den Thoren von Bethlehem gar possirlich als Zeitgenosse Herodes' aus.

„Lauf' den Platz wol auf und nieder,
Bettel's Brot, verkauf' es wieder."

Ein Wirth kommt zum Vorschein. Der Handwerksmann, der um Herberge bittet, wird natürlich, da er keinen Kreuzer in der Tasche hat, abgewiesen.

Diese Episode war übrigens nicht überflüßig, denn sie bildet den Uebergang zur folgenden Scene, in der Maria und Josef in gleicher Weise vom brutalen Wirthe abgefertigt und unbarmherzig in seinen Stall hinausgewiesen werden.

Nach diesen Vorspielen beginnt das eigentliche „Hirteng'spiel".

Es ist der Glanzpunkt der ganzen Handlung und wurde mit Naivetät und Natürlichkeit durchgeführt. Die Gesangspiecen, die mit dem Dialoge abwechseln, geben dem Ganzen Frische und Heiterkeit. Ein Bild des Schäferlebens, voll Unschuld und Einfalt, entfaltet sich in ungeschminkter Wahrheit vor unseren Blicken.

Die Figuren dieses Bildes, die handelnd auftreten, sind drei Hirten. Ihr Costume ist ganz nach Art der geschnitzten Männlein an der Krippe, die man zu Weihnachten in jeder Alphütte, vom dunklen Grün der „Tasen" (Fichtenzweige) überschattet, aufgestellt findet.

Ein Hirt, im freien Felde auf einem Baumstrunke sitzend, beschäftiget sich mit Ausbesserung seiner „Joppe" (Oberkleid), wozu er immense Rococo-Brillen auf die Nase steckt. Sein langer Schäferstab lehnt an der Seite.

Zu diesem gesellen sich zwei andere Hirten. Bald entspinnt sich unter ihnen ein Wechselgesang voll Leben und Laune.

Die heilige Nacht bricht an, und die Hirten strecken sich behaglich am Boden nieder.

„Bouben, leeg mer uns zan Schofen,
Woll'n a wenig schloffen,
Kumt der Wolf, stihlt uns a Loam,
Helf mer holt Alle zoam,
Hollt er ans, so sei's in Gotts Namm."

Seltsame Töne, Gugukrufen sollen den Gesang der himmlischen Heerschaaren andeuten.

Eine Engelsstimme läßt sich vernehmen:

„Auf, ihr Hirten, kommt herbei
Und verlaßt die Schäferei."

Das Hirten-Kleeblatt liegt unbeweglich am Boden. Endlich erhebt sich einer und ruft im Halbschlafe, sich die Augen reibend:

„Umma, treib umma die Haplan (Lämmer) za mir,
I hob nit dar Weil, umme z'gehn za dir."

Während der Engel hinter der Scene das „Gloria" singt, erwacht bald der eine, bald der andere der Hirten vom Schlafe, und ihre Ausrufe sind ebenso drollig als naiv. Doch als ein Engel im Phantasie-Kleide, mit angehefteten Flügeln aus Pappe, urplötzlich vor ihnen steht, und einer der Hirten verwundert aufblickt und den Engel mit der absonderlichen Titulatur: „du g'flügelter Bua!" ansprach, findet die Einfalt und Naivetät ihren vollsten Ausdruck.

„Sag' an, du g'flügelter Bua,
Wia kummt mar denn zan Kindl dozua."

Die Hirten eilen zu der Krippe und opfern ihre Geschenke.

„I bring' dir in an Kibel a Schmalz,
Und i in aner „Gstatel" a Salz."

Dieser Hirtenscene folgt das etwas ernstere „Königsg'spiel". Herodes tritt auf in seiner vollen Pracht, den Herrscherstab in der Hand, die strahlende Krone von Rauschgold am Haupte, über das sich der Purpur eines Thronhimmels wölbt. Sein Schritt ist gemessen, stolz seine Haltung, jedes seiner Worte athmet Herrschsucht. Der Gebieter von Judäa steht leibhaftig vor uns und verdient um so mehr unsere Anerkennung, wenn wir bedenken, daß der Darsteller keine andere Bildung, als die eines schlichten Landmanns genossen.

Ein Trompetenstoß kündet die Ankunft der heil. drei Könige bei Herodes an.

Nun bewegt sich die Handlung Zug für Zug nach der heiligen Geschichte, selbst die Worte sind daraus entlehnt, nur in urwüchsige Reime gebracht.

Es würde zu weit führen, all' die Bilder, als da sind: die Anbetung des Kindes vor der Krippe, die Geschenkbringung der Weisen, die Flucht nach Egypten u. s. w., wie sie der Reihe nach im Evangelium erzählt werden, ausführlich zu schildern. Es mag genügen, diese einzelnen Züge aus dem Ganzen hervorgehoben zu haben.

---

Eines der beliebtesten Volksspiele, das sich eines besonderen Zulaufes erfreut, ist das „Christileidenspiel", — „so weit man's erfragt, heißt es, soll man gehen, und wenn man auch ein Paar Schuhe zerreißt." Der Ort, wo es vorzüglich gehegt und gepflegt wird, ist das Mittelgebirge des Glanthales im Kärntner Unterlande. Von den Sörgerbauern wird dasselbe fast alle drei Jahre am Palmsonntag in Scene gesetzt. Im freien Felde wird eine gegen Wind und Wetter wenig geschützte Bühne errichtet. Das Spiel beginnt Nachmittags nach dem Segen und dauert bis spät Abends. Der

Text ihres Gespiels ist eigenthümlich, im Kärntner Dialekt gehalten, mit einigen Anklängen an das Tiroler Passionsspiel. Eine Vergleichung aller vorhandenen diesbezüglichen Texte müßte eine höchst interessante culturgeschichtliche Studie geben.

Am meisten beschäftigt ist der Aufzieher der Courtine, die nach wenigen Minuten herabgelassen wird. Die ganze Handlung ist nicht in Acte getheilt, sondern zerfällt in eine Reihe von Bildern aus der Leidensgeschichte, die mit der Kreuzigung, auf einem der Bühne nahen Hügel, ihren Abschluß finden. Bei einer solchen Darstellung ereignete es sich, daß der Darsteller des Heilandes am Kreuze in seinem großen Eifer, nach dem Worte: Es ist vollbracht! — noch einmal sein Haupt erhob und mit lauter Stimme ausrief: „Was Mannsbilder seid's, nehmt's die Hüat ab."

Eine Scene aus dem Glanthaler Passionsspiel möge hier noch angeschlossen werden.

Der Nachtwächter tritt auf mit einer Hellebarde.

Loast auf, ihr Kinder von Israel,
Wie schlagt die Uhr heint gar so schnell.
Hat neun Uhr g'schlag'n.
Wer da!

Maria mit Johannes kommt ihm entgegen.

Maria: Ihr Wächter, saget mir,
So ihr da stehet hier,
Is euch da vor's Gesicht
Mein Liebster kommen nicht.
Er is ganz weiß und roath,
Sein Lefzen wie Granoath. (Granat.)

Wächter: Laßt nach, geliebte Braut,
Ruaft nicht so überlaut,
Wer weiß, kann ich euch nicht
Noch geben ein Bericht.
Man hat heint diese Nacht
Ein' G'fangnen hergebracht,
Gestoßen hin und her,
Geschlagen noch viel mehr.

Maria: Ach, liebster Wächter mein,
Mein Herz is voller Pein.
O, sag' mir doch geschwind'
Wo ich mein' Jesu find'.

Wächter: Madam' weich aus
Und räum' den Platz
Vorbeigeführt wird dieser Mann!

(Jesus wird vorbeigeführt.)

Maria: O weh', o Schmerz, o Pein,
Das wird mein Jesu sein!
O, lieber Jesu, himmlisches Lamm,
Wer greift dich also an,
Du hast Niemand' kein Leid gethan.
Ach weh'! ich sterbe heit'
Vor lauter Leid.

Johannes führt Maria ab.

Wächter: Loast auf, ihr Kinder von Israel,
Wie schlagt die Uhr heint gar so schnell,
Hat zehn Uhr g'schlag'n.
(Geht ab.)

## Das Armensünderspiel.

Ein großer Reichthum von Liedern und geistlichen Volksspielen, den Blüten des geistigen Lebens im Volke, wie sie durch die Wärme des Herzens unter dem Schnee des Winters hervorsprossen, ist in dem von Dr. Carl Weinhold herausgegebenen Werke: „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" (Graz, 1855) aufgespeichert und geschichtet. Den Festschimmer herzlicher Freudigkeit, die muntere Beweglichkeit, die friedliche, poetisch-erhabene Stimmung des Volkes in der heiligen Weihnachtszeit finden wir da lebensvoll geschildert. In diesen volksthümlichen Geistesproducten findet man bei aller Einfachheit und oft Rauhheit der Sprache eine solche Tiefe des Volksgemütes, eine solche Glaubensinnigkeit und naive Natürlichkeit, daß unser Interesse mit jeder Blattseite sich steigert. Auch die mit der heiligen Weihnacht, der Wintersonnenwende, der Zwölfnächten u. s. w. verbundenen Anschauungen, Meinungen, Sitten und Gebräuche des Volkes werden im Weinhold'schen Werke, einem beachtungswerthen Beitrage zur Culturgeschichte des deutschen Volkes, eingehend besprochen und vielseitig beleuchtet.

Auch Kärnten hat viel dazu beigesteuert. „Zweiundvierzig Lieder", bemerkt der Herausgeber in seinem Vorworte, „gebe ich hier, die mit Ausnahme eines schlesischen aus Steiermark und vornehmlich aus Kärnten sind."

Unsere heimatlichen Berge sind reich wie an Sagen und Märchen, so an eigenthümlichen mannigfachen Gebräuchen, an Liedern und Volksspielen. Die heranströmenden Wogen der Civilisation haben freilich schon Vieles davon weggespült. Bei dem Alles nivellirenden Geiste unseres Jahrhunderts dürften nach wenigen Decennien die letzten Spuren der alten Zeit, und mit dieser die letzten Ueberreste der eigenthümlichen Poesie des Volkslebens verschwinden. Wir wollen darüber nicht klagen; eine neue Zeit bringt neue Sitten, neue Poesie und neue Bewegung in's Menschendasein.

Nur in den weltabgeschiedenen Gebieten der Alpen, wo man mit aller Zähigkeit an dem Althergebrachten festhält, wo dieser poetische Schmuck die einzige Würze des in sich abgeschlossenen, ärmlichen Lebens ausmacht, wird diese Quelle des harmlosesten

Vergnügens sobald nicht versiegen. Da wird man noch immer die Sternsänger in ihren Lodenmänteln von Haus zu Haus wandern sehen, da werden die einfachen, herzlichen Weisen der Weihnachtlieder erschallen, da wird man dem „Valis“ (Brautkasten) mit dem aufgebundenen Spinnrade, mit dem grellen Schimmer der „Buchteln“ (Holzfackeln) wie bisher das Geleite geben, die Klause aus frischen Fichtenstämmen über den steilen Bergpfad aufschlagen und zu dem Schwanke mit der sinnigen Faschingspredigt, der dabei aufgeführt wird und oft über zwei Stunden dauert, wird sich noch immer ein lauschendes Publicum einfinden. Auch die Hochzeiten mit ihrem Gepränge und ihren Förmlichkeiten werden noch immer den Glanzpunkt im Volksleben bilden.

In diesen Hochthälern, von Gletschern und hohen Gebirgen umschlossen, kommen auch die religiösen Volksspiele, die schon einen höheren Grad von Begeisterung und ein gemeinschaftliches, kräftiges Zusammenwirken erfordern, zur Darstellung. Von Zeit zu Zeit erfaßt den Aelpler eine eigene Sehnsucht, ein künstlerischer Drang regt sich in seiner Brust — die vergilbten Manuscripte werden aus dem modernden Schranke, in welchem sie so lange verborgen gelegen, wieder hervorgeholt, memorirt und nicht ohne Geschick in Scene gesetzt. Da gibt es zu thun und zu schaffen; allabendlich werden nach vollbrachtem schweren Tagewerke die Proben abgehalten. Der Küster, gewöhnlich die Alles belebende Seele, muß seine kunstentwöhnte Hand zur Uebertünchung der Coulissen und Courtinen wieder in Thätigkeit setzen, wobei ihm der Schweiß oft in hellen Perlen von der Stirne träuft; Jung und Alt muß da zusammenhelfen.

In der „Schulerstuben“ im Gasthofe zu Heiligenblut wurde vor Jahren das „Dreikönigspiel“ mit großem Beifalle aufgeführt. Seit dieser Zeit jedoch scheinen die dramatischen Künstler im Möllthale auf ihren Lorbeern zu ruhen. Nur einige arme Familien ziehen alljährlich in der heiligen Zeit, den Thespiskarren vor sich herschiebend, längs den Fluten der Möll von einer Dorfschaft zur anderen, um von Haus zu Haus für eine kärgliche Gabe ihren Gesang und ihr Spiel auf einer Tenne, auf offener Straße oder in der beschränkten Räumlichkeit einer Rauchstube zum Besten zu geben.

Auf ihrer Rundreise berühren sie gewöhnlich das an der Grenze des Möllthales gelegene Pfarrdorf Pusarnitz. Dieser Ort hat eine ungemein freundliche Lage. Mit Vergnügen verweilt das Auge, von der Großartigkeit der Natur, die ihm da an der Pforte der kärntnerischen Schweiz mit ihren gewaltigen Bergesriesen entgegentritt, und der malerischen Pracht der Landschaft überrascht, an den stattlichen Häusern, die an einer mit Fruchtbäumen bedeckten Anhöhe um das altehrwürdige Gotteshaus, eines der ältesten in Kärnten, sich schmiegen.

In einer bedeutenden Höhe ober diesem Dorfe erblickt man

an einer kahlen Felsenkrone des Trebachs, eines Ausläufers des bis in's Lisertthal sich erstreckenden Hünersberges (8185') ein kleines Kirchlein, der heiligen Jungfrau geweiht, das schon in weiter Ferne die Aufmerksamkeit des Touristen auf sich zieht. Ehemals eine unscheinbare Capelle, vermutlich die Schloßcapelle der alten Hohenburg, deren Ruinen zwischen Gestrüppe und Föhrenbäumen noch jetzt sichtbar sind, erhielt das Kirchlein seine jetzige Gestalt erst in neuerer Zeit.

Am Plateau vor dieser Kirche genießt man eine herrliche Aussicht über das classische Lurnfeld; da erblickt man die drei historisch merkwürdigen Linden in der Nähe der „Blutmulden" mit der altersgrauen Magdalena-Capelle, den bewaldeten Hügel der Pfarre St. Peter in Holz, auf welchem zur Zeit der Römerherrschaft das feste Castell der weitläufigen Stadt Tiburnia stand und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts von Aquileja aus das erste Bisthum in Kärnten gegründet wurde. (Ankershofen. „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten 2c.", I. Band, Seite 654). — Weiterhin ist der freundliche Marktflecken Spittal mit der imposanten Burg des Fürsten Porzia sichtbar. Da übersieht man einen Theil des Möll-, Drau- und Millstädter-Thales, aus welchem die glänzende Fläche des Sees heraufleuchtet.

Ueber alles Menschengetriebe erhaben ist diese Kirche mit ihrer Waldeinsamkeit, ihrer feierlichen, durch keinen Laut aus der Tiefe des Thales unterbrochenen Ruhe und Stille so recht eine Stätte heiliger Andacht. Wenngleich das Jahr hindurch nur wenig besucht, ist sie doch in der Fastenzeit, wenn an ihren sonnigen Höhen der Frühling sich regt und die Anemone hepatica in schattigen Gebüschen ihre blauen Augen aufschlägt, während die Sohle des Thales und die Bergkuppen ringsum noch das weiße Kleid des Winters an sich tragen, der Sammelpunkt einer großen Volksmenge, die aus den benachbarten Bergen und Thälern zu den Fastenandachten sich einfindet.

Diese günstige Gelegenheit benützend, um ihren Künstlersold einzuheimsen, erscheint dabei nicht selten auch die wandernde Gesellschaft aus dem MölltHale. Neugierde weckend schwankt auch der Karren mit den abgetragenen Garderobestücken und Habseligkeiten beladen daher.

Wir wollen es versuchen, das bewegte Volkslebensbild, wie es sich an einem heiteren Fastenmorgen an diesem das Land weithin beherrschenden Höhenpunkte vor unseren Blicken aufrollt, in wenigen flüchtigen Zügen zu schildern.

Wenn die letzten Klänge der Glocke verhallen, da entfaltet sich am freien Platze vor der Kirche ein reges Treiben. Dichte Schaaren drängen über die 97 steinernen Stufen, die zum Portal der Kirche führen, herunter, um die mit den beliebten Fastenbroden

gefüllten Körbe entspinnt sich ein lebhafter Kampf. Den Raum vor der Kirche begrenzt eine niedere Mauer, mit massiven Steinplatten bedeckt. An derselben lagert sich Jung und Alt, um mit Muße die Natur im Sonnenglanze zu beschauen. Manch' altes Fernrohr, vielleicht noch ein Erbstück des Urgroßvaters, kommt da wieder zu Ehren, das der Sehkraft des Auges nachhelfen soll. Die kühne Jugend läßt sich über die steilen Abhänge der Felsen hinab, um einige Zweige des Epheu's, der an diesen Felswänden reichlich wuchert, zu erbeuten.

Doch unten im Gehöfte des Hohenburger's, nächst dem Heidenloche, einem nun halb verschütteten unterirdischen Gange, da füllt sich die Stube mit Gästen. Der Weg nach Hause ist weit und beschwerlich, an manchen Stellen mit Glatteis bedeckt, eine Stärkung thut daher noth. Die Wirthin hat vollauf zu thun. Kräftige Gestalten vom hohen Trebach und Hünersberg, mit ihren grauen, grün aufgeschlagenen Lodenjoppen drängen sich um die Tische, und während ein altes Mütterchen in einer Ecke der Stube einen „unschädlichen Kaffee" in stiller Zurückgezogenheit schlürft, erquicken sich diese mit klarem Hollundergeist und schäumendem Gerstensaft.

Inmitten dieses Getümmels erscheint ein als Engel gekleideter Knabe von kaum zwölf Jahren, mit Flügeln aus Pappe und einem aus rohen Haselstäben zusammengefügten Kreuze. Mit zitternder Stimme bittet er um die Erlaubniß, ein „Spiel" aufführen zu dürfen. Die Unschuld leuchtet aus seinen Augen. Niemand erhebt Einsprache.

„Wir werden's machen, so gut wir's können." —

Damit eilt er, sich durch das Gedränge der die Stube allmälig füllenden Gäste hindurch windend, wieder ins Freie.

„Platz gemacht," ruft mit derber Stimme ein Aelpler, der sich nach diesem Kunstgenuß lange schon gesehnt. Alle sind voll gespannter Erwartung.

Derselbe Knabe, als Soldat gekleidet, mit einem mächtigen Sturmhute, der ihn fast zu Boden drückt, den blanken Degen in der Hand schwingend, zeigt sich in der Stubenthüre. — Die Leute weichen, so gut es gehen mag, zurück; aber der freie Raum ist doch noch immer so beschränkt, daß der kleine Krieger seine Gesten in etwas moderiren muß, um nicht den Nächststehenden unbequem zu werden.

Hastig auf- und niederschreitend, beginnt er einen langen Monolog, von dem man nur zuweilen ein verständliches Wort hören kann.

„Ich bin noch jung an Jahren,
Aber in Sünden wol erfahren,
Der Tod kriegt mich noch nicht,
So wenig als Gottes-G'richt;
Ich glaub nit, daß ich sterben muß,
Drum greif ich noch nicht zur Buß'.

Ich hab' noch viel Gut und Geld,
Frisch leb' ich auf der Welt;
Wenn ich ka Geld und Gut mehr hab',
Dann lass' ich von meinen Sünden ab."

Während dieses Monologs war der Teufel mit einer furchtbaren Larve, deren untere Kinnlade sich stets bewegte, eine schwere Kette um den Leib geschlungen, leise und unmerklich herbeigeschlichen. Bei seinem Erscheinen entsteht ein allgemeines Gelächter, indem die neugierig lauschende Jugend sich ängstlich zu verbergen sucht.

„Recht hast du!
Nur so fortgetrieben,
Und auf dieser Welt geblieben,
Dann bist du mir gewiß" —

ruft er plötzlich mit kreischender Stimme. Aller Augen sind nun auf ihn gerichtet, alles ergötzt sich an seinen wunderlichen Sprüngen, in dem von Tabaksqualm dampfenden schwülen Gemache wird es nun stiller — das laute Gerede verstummt, mancher Zecher läßt sein Glas sinken und wendet seine ganze Aufmerksamkeit auf das „G'spiel", das nun immer mehr und mehr an Interesse gewinnt.

Ein vom Goldflitter schimmernder Engel und ein Schäfer mit einem Hirtenstabe treten auf. Ein Wechselgesang beginnt, der einige schöne Stellen enthält und seine Wirkung auf manches Herz nicht verfehlt.

Unterdessen breitet der geschäftige, nie ruhende Teufel ein Tuch am Boden auf, das ihm an Schwärze gleicht, indem er vor sich hin murmelt:

„Ha! wenn mir das Ding that kraten (gelingen),
Hätt' ich wol an guten Braten."

Der früher so jugendkräftig auftretende Soldat, der während der letzten Scene vom Schauplatze verschwunden, kommt nun wieder zum Vorschein. Aber welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen! In einem fadenscheinigen Mantel eingehüllt, fröstelnd, als hätte ihn ein Fieber ergriffen, keucht er daher, mit tief ausgeholten Seufzern wirft er sich auf das am Boden ausgebreitete Tuch nieder — der Teufel hüpft vor Freude in die Höhe, und kauert sich mit satanischem Grinsen neben ihn hin. Er weiß seine Rolle vortrefflich zu spielen.

„Zu was ist die Buß',
Dazu ist noch Zeit -- Juchhe!"

Ein liebliches Mädchen im weißen faltenreichen Linnenkleide, das ein blauer Gürtel um die Hüften zusammen hält, kommt hinter den Gardinen des Bettes, das einen beträchtlichen Theil der Stube einnimmt, hervor. Es ist der Schutzengel des im Todeskampfe ringenden Sünders — wie besorgt neigt er sich über ihn. — Mit weicher flehender Stimme ruft er ihm zu:

„O Schäflein, liebes Schäflein mein,
Folge doch dem Hirten dein,
Ich suchte dich mit Schwitz und Schweiß,
Mir war die Sonne nicht zu heiß,
Die Kälte schreckte mich nicht ab,
Bis ich dich nun gefunden hab'!"

Aber die Einflüsterungen des bösen Geistes, der ihm in's Ohr raunt:

„Los' nicht auf, was er dir sagt,
Er macht dich gar noch klein verzagt,
Gib ihm lieber einen Fußtritt
Und geh' mit ihm keinen Schritt" —

haben einen viel gewaltigeren Einfluß auf den Sünder, der dann wirklich seinen guten Geist mit dem Fuße unbarmherzig zurück stößt.

Nun entspinnt sich zwischen dem Schutzengel und dem Teufel ein lebhafter Wettstreit, der bald in gesprochenen, bald in gesungenen Versen einige Zeit fortdauert. —

Die Wirthin schreitet mit frisch gefüllten Bierkrügen mitten durch die Scene. Doch das stört nicht im mindesten die gespannte Aufmerksamkeit. Das Spiel nimmt seinen regelmäßigen Verlauf. Endlich erscheint eine stattliche Figur mit verbundenen Augen. Es ist die Gerechtigkeit, in der einen Hand die Wage, in der andern das Schwert haltend. Sie stellt sich zu den Füßen des sterbenden Sünders, dem nun die Reue in's Herz kommt. Ein weißes Sacktuch, womit er seine Augen bedeckt, wird von Bußthränen durchnäßt. Sein Schutzengel hebt es auf und dem Teufel wird angst und bang, er hat sein auserwähltes Opfer schon an dem langen Haken seiner Kette befestigt. Nun gilt's den letzten Angriff zu wagen. Eine lautlose Stille herrscht in der Stube. Urplötzlich erhebt sich der Teufel in seiner ganzen Größe, aus seiner Brusttasche eine Papierrolle hervorziehend, die er durch eine geschickte Bewegung seiner schwarzen Tatze vor sich hinschleudernd aufrollt, daß der ellenlange mit mannigfachen Sünden beschriebene Papierstreifen bis an den Tisch der Zecher hin flattert, die erschreckend zusammenfahren.

„Ich hab' gleich von Anbeginn
In mein Register g'schrieben,
Man findet Alles treu darin,
Was Schlechtes er getrieben;
Die Hoffartsünd', die erste Sünd',
Ist über alle Maßen,
Es ist ein Spott wol über Gott
Hoffärtig sich aufzublasen;
Unkeusche Sünd' gar viel man find't,
War ganz dem Fleisch ergeben,
Der Geiz, wie es mir gut bekannt,
Mit dem war er gar eng verwandt;
Fluchen, schwören, das konnt' er gut,
Das war sein meistes Leben, u. s. w."

„Diese sind alle seine Sünden,
Wie kann er noch Vergebung finden —
Ein hundert fünfzigtausend Millionen ist die Zahl!"

Nach dieser langen, fast athemlosen Declamation sich im vertraulichen Tone zum Sünder wendend:

„Siehst du deine Brocken!"

wirft er die wieder zusammengefaltete Sündenliste in die eine Wagschale, die tief niedersinkt; der Schutzengel legt in die andere eine Rolle, worin seine guten Werke verzeichnet stehen.

„Das ist ein hübsches Ding,
Aber doch noch viel zu g'ring —"

meint der Teufel, der mit seiner beweglichen Kinnlade ein triumphirendes Geklapper aufschlägt.

„Ich hab' noch etwas auf die Wage zu legen,
Ein Tuch mit Thränen der Reue benetzt,
Das wird wol schwerer als die Sünden wägen,
Ich siege denn doch noch zuletzt" —

spricht der Schutzengel, und legt das Tuch in die Wagschale, das die bösen Werke weitaus überwiegt. Der Teufel wendet sich unwillig ab und läßt seine Hände lässig herabsinken, indem er seinen Rachen weit aufsperrt. Einer der Nächststehenden reicht ihm seinen Bierkrug hin, den er mit zorniger Geberde zurückweist.

Eine allgemeine Heiterkeit spiegelt sich in den Mienen der Zuschauer.

Der Knabe hatte während der Schlußscene seinen Geist aufgegeben und lag regungslos da. Nun erwacht er rasch wieder zum Leben und mischt sich unter die Gäste, die ihn reichlich bewirthen. Der Teufel aber verläßt mismutig die Stube.

Dem Volk gefällt das „G'spiel" über alle Maßen. Wenn sich in früheren Zeiten sogenannte Gebildete unter den Zuschauern einfanden, machten sie freilich ihre Glossen darüber, konnten aber gleichwol in dieser rohen Schale den guten gesunden Kern und den Umstand nicht in Abrede stellen, daß diese theatralische Unterhaltung in sehr primitiver Form oft mehr wirke, als eine Predigt. In neuerer Zeit jedoch wissen die bessern Stände das Volkstum, die Sitten und Bräuche besser zu würdigen, weil das Licht wissenschaftlicher Forschung auch über diese fast unbekannten und unbeachteten Schätze volkstümlicher Eigenart sich ergossen hat

# Aus dem Draulhale.

## Der Klöckler-Abend.

Wo ist es in den rauhen Advent-Abenden heimischer und behaglicher, als in der warmen Stube? — Draußen gibt es Schnee in Hülle und Fülle und eine Kälte, daß Alles erstarrt, — bald hier bald dort knarrt es im Gebälke, während das monotone Geklapper der Mühlgänge unter den anschwellenden Eismassen verstummt. Der Ziehbrunnen in der Mitte des Dorfes ward, um nicht zu Eis zu werden, bis über seine Blechhaube in einen dichten Strohmantel gehüllt; ein scharfer Nord saust über die Giebeldächer, zu Zeiten ganze Wolken von Flugschnee mit sich durch die Lüfte führend. Glänzen die Sterne am nächtlichen Himmel noch so schön und spiegelt sich der Mond in Miriaden von Eiskrystallen, kein Mensch sehnt sich in's Freie. Man rückt sich beim Ofen näher zusammen, die Spinnräder schnurren — Scherz und Spiel und lustige Geschichten verkürzen den langen Abend.

Da pocht es in später Stunde geheimnisvoll an den mit Eisblumen überzogenen Fensterscheiben. Die Leute in der Stube schrecken auf — ihre Phantasie war eben den Zauberbildern eines Märchens gefolgt, das die alte Muhme wie aus dem „Flachswickel" herausspann. Nun kommt es gar an die Hausthüre.

„Geht, geht, macht auf, es sind die Klöckler, sie sollen bei uns nicht so vorübergehen," ruft die geschäftige Alte.

Die Hauspforte ist bald geöffnet, in der Vorlaube hört man mehrere Tritte und ein leises Flüstern. Endlich erhebt sich eine weiche jugendliche Stimme, der mehrere andere begleitend sich anschließen. In der Stube ist nun alles still. Nur die Spinnräder schnurren weiter. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen Alle der volksthümlichen Weise, die wir, wie folgt, hier wiedergeben:

„Heint is der heilige Klöckler-Abend,
Den Gott der Herr erschoafen hat.
Wir wünschen dem Bauer an guldanen Hof,

Zwa rücklate Ochsen, zwa zikate Schof;
Wir wünschen der Bäuerin an guldanen Herd,
Aft daß sie koan kochen, was ihr Herz'l begehrt;
Wir wünschen der Tochter a guldanes Radl,
Aft daß sie kann spinnen a gor a fein's Fadl;
Wir wünschen der Dirn' a guldane Stiag'n
Und af jeden Stapfl a Kind in der Wiag'n;
Wir wünschen dem Knecht a guldane Zongan,
Aft daß er a kunat den Himmel darglangan;
Wir wünschen den Kindern a guldanen Tisch,
Af oallen vier Ecken an gebratenen Fisch, u. s. w. –
Wir hören schon die Schlüssel klingen,
Past's auf! die Frau Muater wird uns was außer bringen."

Der glimmende Kien am „Spannhalter" wirft einen düsteren Schimmer über die alterthümlichen Möbel der Stube und über die frohen Gesichter, an welchen man die aufflammende Röthe der Freude oder vielleicht der Verlegenheit beim Absingen der Reime kaum bemerken konnte. Die Alte war gegen das Ende des Liedes aufgestanden, ganz sorgsam hat sie die „Wergabfälle" von der Schürze geschüttelt. Nun eilt sie hurtig hinaus in die reichlich mit Schinken und Würsten und Früchten ausgerüstete Speisekammer, um den Sängern den gebührenden Lohn zu verabreichen. Diese ziehen dann weiter von Haus zu Haus — auf wenig betretenen, oft gefährlichen Pfaden, mag es nun stürmen oder schneien; es macht ihnen Vergnügen und Freude.

Diese Sitte kommt auch im Möllthale vor, nur heißen die Klöckler dort „Liesner". Einen Liesnerreim theilt Dr. A. Egger in seiner trefflichen Abhandlung (Carinthia 1853, Nr. 82) mit:

Meine liab'n Liesner! Mochts enk nix draus —
Fahrt's hin zu Nachbars Haus,
Do göbent's enk die Löni (Magd) heraus,
Setzt sie af an großen Widder,
Fahrt's über'n Berg auf und nieder,
Fahrt's hin zu der Möllbruggen!
Stoaßt sie in den Sond,
Schaugts, wie sie aufer in enk zont! —

In vielen Orten sind es nur mehr die Kirchenknaben, die das Klöckeln als kleinen Erwerbszweig, obschon sie an nicht wenigen Thüren kurz abgewiesen werden, noch aufrecht erhalten.

## Die Weihnachtszeit.

An den Advent schließt sich die heilige Weihnachtszeit an. Am Weihnachtsabend wie am Sylvester- und Dreikönigabend, in den sogenannten Rauhnächten, findet im Drauthale wie auch in anderen Gegenden Kärntens die Einräucherung von Haus und Hof mit geweihten Kräutern statt. An diesen Abenden ist auch das

„Leas'ln", d. i. das Erforschen der Zukunft durch Bleigießen u. s. w. gebräuchlich. Dr. V. Pogatschnigg zählt in seinem Aufsatze: „Die Rauchnächte" in der „Carinthia" 1860, S. 196 zwölf solcher Losungsarten auf.

Das Anzünden des Weihnachtsbaumes ist beim Landvolke nicht im Brauch.

Die Weihnacht wird besonders heilig gehalten; geht ja durch die ganze stille Natur ein wunderbares Leben; da erzählt man sich geheimnißvolle Dinge: In der heiligen Nacht zieht das „wilde Gjad" mit Musik durch die Lüfte, da reden die Hausthiere mit einander, da wird das Wasser im Bronnen zu Wein, selbst das Brod, das man in die Kirche mitträgt, wird geweiht; wo der Wind herweht, von dorther kommen jahrüber die Wetter, ja in den „Zwölfen", d. i. von Weihnacht bis Dreikönigstag, kann man den Kalender für das ganze Jahr machen, wenn man Wind und Wetter an jedem dieser Tage beobachtet.

In der Mitternachtstunde wird die „Mette", wie das Volk sagt, gefeiert; wie eigenthümlich ertönt zu dieser ungewöhnlichen Stunde das harmonische Geläute der Glocken, wie hell leuchten die gothischen Fenster der Dorfkirche in die Nacht hinaus, und wie wundervoll ist der Anblick, wenn von allen Bergen hernieder, auf allen Wegen und Stegen die Leute mit Buchteln (Kienfackeln) — ein flammender Punkt nach dem andern — der Kirche zu eilen! Es liegt etwas dem gewohnten irdischen Leben Entrückendes in diesem Gottesdienste um Mitternacht.

Der Weihnachts-Festcyklus entspricht bekanntlich dem Julfeste der alten Germanen. Die Wintersonnenwende wurde durch eine Reihe von Festen, Opfern und Spielen gefeiert. Der leitende Gedanke dieser Feste war, wie dies die deutsche Mythologie (Simrock, Grimm) nachweist, das wiedererwachende Licht, der herannahende Frühling, der Sieg des Lichtes über die Finsternis; der Lichthimmel öffnete sich und die Götter hielten ihre Umzüge.

Einige Nachklänge des Julfestes erhielten sich auch in Kärnten in Sitte und Brauch, in Märchen und Sagen.

Am Tage der unschuldigen Kinder gehen die Kleinen mit Ruthen oder Fichtenästchen im Dorfe von Haus zu Haus und „schappen" (schlagen) damit die Erwachsenen; dabei sprechen sie:

„Frisch und g'sund, freudenreich,
Lang leben und g'sund bleiben."

Im Gailthale heißt dieser Brauch: „plisen" (blišn = Fichtennadeln), und die Kinder haben dabei den Reimspruch:

„Plisa lesta
Frisch und g'sund,
Lang leb'n,
Gern geb'n.

Das „Schappen“ oder „Plisen“, diese alte Sitte bringt den Leuten, wie sie meinen, Glück und Segen in's Haus, daher die „Pliser“ nirgends abgewiesen werden; man gibt ihnen kleine Geschenke: Geld, Brod, Kletzen, Aepfel, Nüsse als „Pliserlohn“.

Die abergläubischen Gebräuche, wie sie in der Thomasnacht und in den „Zwölfen“ vorkamen und hie und dort noch vorkommen, sind in den Alpenländern, im baierischen Hochlande, in Tirol und Kärnten völlig dieselben.

Wir lassen einige Bräuche nachstehend folgen:

Von der Thomasnacht bis zur Weihnacht pflegen heiratslustige Mädchen Wachskerzchen in den Schuhen zu tragen und dieselben während der „Mette“ anzuzünden, da stellt sich ihnen ihr künftiger Bräutigam zur Seite.

Ein Mädchen, das sich in einem Bache wäscht, worüber ein Leichen- und Hochzeitszug geht, und ohne sich abzutrocknen zu Bette geht, sieht im Traume den zukünftigen Bräutigam; dieser kommt und trocknet dem Mädchen das Gesicht ab.

Im Lavantthale, und da nur mehr bei den Berglern, wird der Tischschragen, auf dem man gewöhnlich Mahl hält, mit Ketten fest umschlungen; nun kommt Brod, Fleisch, Salz auf die Platte gesetzt und alle Geschirre und Pfannen, wie man sie im Hausrathe braucht. Davon soll die Hausmutter Glück bekommen.

Die Mädchen sehen am Weihnachtstage nach, ob der Kirschenbaumzweig blüht, den sie vor Sonnenaufgang am Lucia-Tage in den Sand steckten. Ihre Wünsche gehen dann in Erfüllung.

In der Weihnacht sucht man die Zukunft durch das „Unter'n Hütl spielen“, Horchen an der Thüre des Schafstalles, Kranzwerfen u. s. w. zu erforschen.

Das am Stefani-Tage geweihte Salz wird als „Leckfalz“ für das Vieh benützt. Beim Auftrieb und Abtrieb von der Alpe bekommt jedes Stück Vieh, das größte bis zum kleinsten, davon etwas zu kosten; das bewahrt vor Unglück. Eine Prise davon in den Mund genommen, ist des beste Mittel gegen das „Vermante“. Auch von dem am Johannes-Tage geweihten Weine wird derselbe Gebrauch gemacht.

Das Dreikönigswasser ist, wie man glaubt, besonders wirksam gegen den Hexenzauber und verscheucht den Teufel. Wenn eine Unke irgendwo im Hause oder im Maierschaftsgebäude sich sehen läßt, so deutet das an, daß Jemand aus der Familie stirbt; da beeilen sich die Leute, selbe mit Dreikönigswasser zu besprengen, und plötzlich verschwindet die Unke, als ob sie nie dagewesen wäre. — Eine reiche Blumenlese zum Capitel: Aberglauben in Kärnten, lieferten R. Waizer, Th. Hermanitz und G. A. Zwanziger in ihren diesbezüglichen Essays (1866, 1869, 1873) in der „Carinthia“.

Am Vorabende des Perchtentages (6. Jänner) ziehen im Möll-

und Gailthale vermummte Burschen klingelnd und an die Fenster klopfend durch das Dorf, um die Leute zu schrecken. In Rattendorf im Gailthale erzählt man die Sage: Leute, die am Vorabende des Perchtentages bis spät in die Nacht im Freien waren, hörten aus weiter Ferne die Klänge einer Kuhschelle; da liefen sie, was sie konnten in's nächste Haus. Kaum hatten sie die Thüre geschlossen, hörten sie schon an der Hausthüre poltern und kratzen. „Es ist die Perchtl!" riefen sie voll Angst. Zum Glück hatte ein Bursche ein Messer, auf welchem der hochheilige Name eingravirt war. Das steckte er eiligst in die Thüre und die Perchtl war verschwunden; aber am Morgen fand man die Thüre von oben bis unten zerkratzt.

Das Perchtenjagen, wie dieser Brauch heißt, erinnert an den alten der Erdgöttin Berchta heiligen Tanz. Der Name „Berchta" bezeichnet die leuchtende, glänzende Göttin, die Königin der Heinchen und Elben.

# Aus dem Metnitzthale.

## Das Ringen im Metnitzthale.

In allen Alpenländern ist das Messen der Körperkräfte gebräuchlich; in der Schweiz das Schwingen, in Tirol das Hakeln, in Steiermark und Kärnten das Ringen; in letzterem, besonders im Gurk- und Metnitzthale war es vor Jahren sehr stark im Schwunge. Es verging kein Sonn- und Festtag, wo nicht gerungen wurde. Meister in der Ringkunst zogen, wie die alten Recken im Mittelalter, auf Abenteuer sogar über die Grenzen des Landes hinaus; so erzählt man von einem Metnitzthaler, daß er mit Pferd und Wagen, als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine Rundreise durch ganz Ober-Steier machte, sich allerorts wacker schlug und mit vielen Siegestrophäen nach mehreren Tagen erst wieder in die heimatlichen Berge zurückkehrte. Bei jeder größeren Ortschaft im Gurk- und Metnitzthale findet man einen für diese Volksbelustigung eigens bestimmten Platz: die Ringtratte. Auf dieser Arena tummelte sich seit undenklichen Zeiten die muntere Jugend und führte ihre Ringkämpfe auf, die das im Kleinen waren, was die Tournire an den Höfen der Fürsten und Burgplätzen der Adeligen im Großen. Jung und Alt nahm daran lebhaften Antheil und verfolgte mit Spannung und großem Interesse die kühnen Wendungen der jugendlichen Gladiatoren. Aber wenn erbitterte Gegner zusammen kamen, die Groll und Feindschaft im Innern trugen, da wurde aus dem Spiele oft blutiger Ernst und die Ringer mußten mit zerschlagenen Gliedern vom Kampfplatze hinweggetragen werden. In der Flatnitz-Alpe (4380') gestaltete sich dies Volksvergnügen am Oswaldi-Tage zu einem förmlichen Nationalfeste, an dem die Bewohner dreier Länder sich betheiligten. Steirer, Salzburger und Kärntner maßen da ihre Körperkraft auf der Ringtratte und stritten um den Vorrang.

Nun hat sich die Kampflust der Jugend etwas abgekühlt; aber so recht im Gebirge, in abgeschlossenen Querthälern, am Fuße der Alpen, da ist sie noch immer rege und harret blos des günstigen

Augenblicks, wo sie ungehemmt sich zeigen kann. Der Aelpler hält immer noch mit Zähigkeit an seinen alten Sitten und Bräuchen fest; er ist diesbezüglich echt conservativ; so läßt sich auch der Metnitzthaler in seinem von Bergen umschlossenen, von aller Welt abgeschiedenen Alpenthale seine althergebrachten Rechte nicht leicht verkümmern; ihm ist das Ringen noch immer eines der beliebtesten Spiele. Anlässe dazu bieten besonders Markt- und Kirchtage, mitunter auch die abgebrachten Feiertage. Im Metnitzthale hat man daher nicht selten Gelegenheit, einem Ringkampfe beizuwohnen.

Es ist eben Jahrmarkt; auf dem langen Platze in Grades drängt sich die bunte Menge zwischen den Zeilen der Kramerbuden; manch' kräftige Gestalt in kleidsamer, der steierischen ähnlichen Nationaltracht, mit grün aufgeschlagener Lodenjoppe und bloßen Knieen, ein rothseidenes Tuch um die Hüften geschlungen, mit ein Paar Hahnenfedern am grünen niedrigen Filzhute, kommt uns entgegen. Aus den Fenstern der mit Zechern erfüllten Gasthäuser schallt das Geschmetter von Blechinstrumenten — und mancher nervenerschütternde Jauchzer.

Doch wir verlassen das Marktgetümmel und treten hinaus auf den Ringplatz.

Es ist ein herrlicher Herbstnachmittag und ein sanfter Luftzug streift durch die Wipfel der mächtigen Forste, die gegen Norden hin sich ausdehnen und den dunklen Hintergrund des alterthümlichen, vor uns auf einem Felsvorsprung liegenden Schlosses bilden. Aus der Tiefe der Thalsohle dringt das wilde Rauschen und Tosen der Metnitz an unser Ohr; sie hat durch den quer in's Thal sich einkeilenden Schloßfelsen im Laufe der Jahrhunderte eine tiefe Schlucht ausgewaschen und springt aller Hemmnisse ledig, mit freudigem Wogenschlage ins Thal. Etwas tiefer von unserem Standpunkte zur Linken zeigt sich der Marktflecken Metnitz auf einer mäßigen Thalstufe; weiter hin erhebt sich hinter, wie Coulissen vorgeschobenen Bergen der langgestreckte Rücken der Langalpe, und als würdiger Abschluß des alpinen Landschaftsbildes der beschneite Gipfel des Winterthalnocks.

Vor uns liegt ein freier, grasreicher Wiesenplan; unter einer Baumgruppe stehen ein paar Tische, wo wir uns niederlassen. Die erfrischende Alpenluft weht uns entgegen, die Brust weitet sich, heiter glänzt das Auge und schweift wonnetrunken über die gewaltigen Berglehnen hin; die Sonne wirft durch das Laubdach einige Strahlen über den Tisch und die gefüllten Gläser, daß der Rebensaft hell funkelt. „Ein Hoch den Alpen!" und die Pokale klingen zusammen.

Doch der Kreis von Ringern hat sich gebildet. Alles harrt in gespannter Erwartung; da tritt ein Bursche vor, der sich besonders muthig fühlt und blickt herausfordernd im Kreise umher, in dem

sich Vertreter aller Thalschluchten und Bergeshöhen des Metnitzthales finden. Er hat seinen Hut von sich geschleudert und streicht sich die Haare aus dem Gesicht. — Ein Gegner findet sich bald, er braucht nicht lange zu warten. „Was kosten die Federn!“ ist der Ruf eines aus dem Kreise tretenden Kämpfers; auch er hat seinen Hut beiseite gelegt und blickt seinem Widerpart treuherzig ins Auge. „Faß an“ ruft der kräftige breitschultrige Bursche, der schon beim Militär ausgedient hat und einmal sogar vor Sr. Majestät mit seinem Geiponsen ein Schauringen aufführen mußte.

Sie fassen sich, ohne viel Worte zu wechseln, mit der einen Hand beim Joppenkragen, mit der andern beim Schößl und beginnen, die Füße stramm gespannt, sich tactmäßig zu schwingen; alle Muskeln sind dabei in Thätigkeit, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; ein unbewachter Augenblick, ein leises Nachlassen der Kraft reicht hin, um dieses zu verlieren und zu erliegen.

Wachheit und Kraft sind zwei Haupterfordernisse für einen tüchtigen Ringer; freilich gehört dazu auch ein ziemlicher Grad von Gewandtheit, die jede Blöße des Gegners flink zu benützen versteht. Es ist eine Freude im Zusehen, wenn zwei geschickte Ringer zusammenkommen, — und diese da verstehen ihre Sache, sie sind wie aus Eichenholz geschnitzt; es scheint fast eine Unmöglichkeit, daß einer den andern überwältigen könnte.

Schon einigemale haben sie, mit den schwerbesohlten Schuhen sich zeitweilig nicht gar sanft in die Beine schlagend, ohne zu wanken die Runde gemacht — aber siehe da — ein Ruck, eine kühne Wendung und der gefeierte Ringer stürzt zu Boden. „Nu, das ist mir seltsam“ murmelt er ärgerlich, erhebt sich jedoch behende und der Ringgang beginnt aufs Neue.

Daß sich die Zuschauermenge dabei nicht theilnahmslos verhielt, kann man sich denken; aber das Beifallgeklatsche dauerte nur einen Moment, wie die Kämpfer sich faßten, herrschte wieder fast lautlose Stille.

Immer neue Gladiatoren, die Joppe um die Achsel geworfen, mit freudestrahlenden Gesichtern, drängen sich vor. Paar an Paar tritt in den Kreis, um die Kraftprobe zu bestehen, sie kommen und gehen, ohne unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch zu nehmen. Da erscheint ein Ingolsthaler auf dem Ringplatze, ein baumhoher, intelligent hersehender Bursche; mit lächelnder, herausfordernder Miene schaut er im Kreise umher; ein kleines, aber untersetztes Bürschchen stellt sich ihm entgegen, sein dunkles Auge blickt starr auf einen Punkt, während es ganz gelassen seine Joppe wechselt, die schon etwas fadenscheinig und zu schwach zum Anfassen war.

Das sind ungleiche Kräfte, heißt es allgemein und mancher Ausruf der Verwunderung über den Muth dieses Burschen ist zu vernehmen. Siegesgewiß faßte ihn der Ingolsthaler, wie einen Feder-

ball zum Spiele beim Joppenärmel und grünen Kragenbesatz, als ob er ihn über alle Berge hinausschleudern wollte; aber der Kleine steht fest — sie schwingen sich eine Zeitlang im Taktschritte hin und her — nur leise flüsternd beobachtet die Menge die Bewegungen der Ringenden; schon scheint der Kleine zu wanken; aber es war eine Finte, eine Falle für den Langen, der plötzlich wie ein Goliath unter allgemeinem Gelächter zu Boden polterte. Stolz, die Hände in die Seite gestemmt, ohne die Miene zu verändern, steht der kleine David mit strammen Beinen, wie im Grasboden wurzelnd, da, und blickt starren Auges in die Beifall rufende Menge. Eine klare helle Mädchenstimme beginnt eine ländlichsittliche Melodie anzustimmen und Viele aus dem Zuschauerkreise fallen in das Lied ein, daß in den Bergen das Echo, den frohen Chor begleitend, erwacht. Da haben wir wie bei den alten Germanen, Kampf und Gesang.

Einer nach dem Andern versuchte es, sich mit diesem verwogenen Burschen zu messen; aber über Alle blieb er Sieger.

Bis die Dämmerung eintrat und die Alpen im Abendlicht schimmerten, war es auf der Ringtratte lebendig. Ein scharfer Nordwind strich über den Bergrücken herüber und kühlte die Kampflust ab; Jung und Alt zog in der heitersten Stimmung von dannen und tiefe Ruhe herrschte wieder, wo noch vor wenigen Augenblicken ein so fröhliches Treiben sich entfaltete.

Bei den Metnitzthalern kommt es nicht leicht vor, daß derlei Ringkämpfe in Rohheiten und blutige Schlägereien ausarten; sie haben dabei eigene Satzungen, die strenge beobachtet werden: so muß sich der Ringer, der mit der Hand oder mit dem Knie den Rasen berührt, als besiegt ergeben.

Oft sind es ganze Ortschaften, die gegen einander zu Felde ziehen und auf der Ringtratte ihre Kräfte messen, die besten Ringer werden da ausgesucht, denn es gilt einen Ehrenkampf; da heißt es dann die Gradeser oder Metnitzer haben gesiegt und bei der nächsten Gelegenheit sucht die besiegte Partei die Scharte wieder auszuwetzen. Selbst beim „Pränteln" vor dem Fenster der Auserkornen, das im Metnitzthale Dienstags und Freitags gebräuchlich ist, soll das Ringen nicht selten vorkommen und der Sieger behauptet das Feld.

Abgesehen von dieser, mit Nachtschwärmereien verbundenen, zur Entsittlichung des Volkes nicht wenig beitragenden Unsitte und den rohen Gewaltthaten, die mitunter vorkommen mögen, ist der Ringkampf eine Kraftübung, der sowol den dabei Betheiligten wie den Zuschauern viel Vergnügen bereitet.

Ueberall in Städten, selbst in kleineren Ortschaften werden nun Turnschulen eröffnet und in den Bergen, in der frischen Alpennatur, wo die Forste gewaltig rauschen, wo die Bäche mit wildem Gebrause rascher dahin fließen, wo die beschneiten Gipfel der Alpen so kühn in den blauen Aether sich heben, wo die Elemente die Kraft

des Menschen gleichsam herausfordern; sollten solche Kraftübungen, wie sie bei abgeschlossenen Gebirgsvölkchen Gepflogenheit sind, etwas Anstößiges sein? Man leite derlei Volksbelustigungen in das Bett der Gesetzmäßigkeit und der Ordnung und beuge so rohen Ausbrüchen des Uebermuthes vor. Man stelle die Mißbräuche ab, aber belasse dem Volke den unschädlichen Kern seiner mannigfachen Vergnügungen: die reine Quelle des Frohsinns, der Niemanden schlecht macht, sondern eher die Sittlichkeit fördert.

Es wäre ein nicht unerhebliches Verdienst von Seite der Gemeindevorstände, wenn sie lebensfähige Bräuche und Volksspiele hegen und pflegen und die Leitung derselben in die Hand nehmen würden, um der allgemeinen Nivellirung und Gleichmacherei, der alle Volkseigenthümlichkeiten mit der Zeit zum Opfer fallen und die selbst schon in die abgelegenen Alpenthäler einzudringen droht, wenigstens einigermaßen entgegenzuwirken.

Welch' anregendes Moment wäre im Ringkampfe bei gewöhnlichen Volksfesten, wenn dazu ein einfacher Preis ausgestellt und der ganze Vorgang durch feststehende Regeln geordnet würde.

Der Ringplatz wäre zugleich eine vortreffliche Turnanstalt, wo ohne Barren und Reck die Körperkraft gestählt, Wachheit und Gewandtheit ausgebildet würden. Man blicke auf die Schweiz, wo derlei Volksbelustigungen und Spiele mit Kraftproben überall gang und gebe sind und ein reges frisches Volksleben pulsirt. Dr. Karl Lemcke sagt treffend: „Man freut sich so unendlich, wenn man neue Erdschätze entdeckt und wirft sich mit wahrer Leidenschaft auf ihre Ausbeute. Die Schätze, die im Volke liegen, werden wenig beachtet. Sie sind vorhanden, aber man kümmert sich kaum darum. Nun, so werden sie von klügeren Zeiten gehoben werden!" (Populäre Aesthetik von Dr. K. Lemcke, Leipzig 1865. p. 506.)

Das berühmte „Wettringen" auf der Flattnitzalpe, wo alljährlich ein bedeutender, von Steiermärkern, Salzburgern und Kärntnern besuchter Viehmarkt abgehalten wird, ist seit Jahren schon abgekommen. Auch das am Pfingstmontag bei den Slovenen zu Feistritz im Untergailthale gebräuchliche „Kufenstechen", das Ant. v. Rauschenfels in seinen „Bildern mit Staffage" so anziehend schildert und das darin besteht, daß eine an einen Pfahl angebrachte Kufe (Faß) von im Galopp vorüberreitenden Burschen mit schweren Eisenkolben in Trümmer geschlagen wird, hat viel von seiner Ursprünglichkeit verloren und droht im Verlaufe der Zeit, wie die meisten alten Sitten und Gebräuche, in Verfall und Vergessenheit zu gerathen. Nur der damit verbundene und am Kirchtag bei den Slovenen übliche Tanz unter der Linde, ein Ueberrest eines im Heidenthume wurzelnden Brauches, dürfte aus dem Volksleben so bald nicht verschwinden.

# Aus dem Gurkthale.

## Der Wettlauf in Weitensfeld.

Fast in der Mitte des von den grünen Wellen des Gurkflusses durchrauschten, zwischen unbedeutenden Höhen des Mittelgebirges sich hinziehenden Gurkthales liegt der Markt Weitensfeld in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit. Nur selten verirrt sich ein Tourist in diese von der Pulsader des Verkehrs entlegene Gegend; das gewöhnliche Ziel seiner Wanderung ist Straßburg und Gurk, wo die herrlichen Baudenkmale aus grauer Vorzeit seine Aufmerksamkeit fesseln — und doch hat auch Weitensfeld eine Eigenthümlichkeit aufzuweisen, die einer näheren Betrachtung werth ist: — es ist ein einfacher schmuckloser Holzbrunnen am untersten Ende des Platzes. Inmitten des mit Wasser gefüllten Holzbassins steht auf einem Pfeiler eine mäßig große Statue, eine aus Holz geschnitzte weibliche Figur mit spitzem breitkrämpigen Hute, die erst neuerdings mit grellen Farben beklext, durchaus nichts Antikes an sich hat, aber die Trägerin einer Volkssage ist, an die sich ein in Kärnten einzig dastehender Brauch knüpft.

Diese Statue soll nämlich einer Jungfrau zu Ehren aufgestellt worden sein, die sich um Weitensfeld hoch verdient gemacht hat. Wie die Sage erzählt, war sie die Stammhalterin der gegenwärtigen Bevölkerung des Marktes. Als bei einer grassirenden Pest ganz Weitensfeld ausstarb, waren nur drei Bürgersöhne und das Burgfräulein des nahen Schlosses am Leben geblieben. Da alle drei sich um ihre Hand bewarben, wurde ein Wettlauf veranstaltet, und der Sieger sollte der Auserwählte sein, der sie als Braut heimführen konnte. Zum beständigen Andenken an diese Begebenheit findet alljährlich am Pfingstmontag auf dem Platze von Weitensfeld ein Wettlaufen statt, wozu eine große Menge Volkes aus dem Gurkthale und den benachbarten Thälern zusammenströmt.

Es war gegen Mittag, als ich mit einem flinken Einspänner bei Zwischenwässern in's Gurkthal einlenkte. Die Sonne brannte

heiß hernieder und der Staub, der schuhtief auf der Straße lag, wirbelte über uns auf, daß wir die Reize der Landschaft nur wie durch einen Wolkenschleier betrachten konnten. — Ein Bild nach dem andern flog an uns vorüber. Grünende Wiesen, Gehöfte und Kirchen, endlich das über die alte Stadt Straßburg imposant sich erhebende ehemalige Residenzschloß der Bischöfe von Gurk. Bald tauchte auch der Dom mit den zu seinem Baustyle wenig passenden Kuppelthürmen auf, der, einige Augenblicke sichtbar, bald wieder hinter einem sich vorschiebenden Hügel verschwand; daher der Spruch bei den Leuten: daß man die Kirche zu Gurk, bevor man ganz dazu kommt, wieder verliert. — Nun ging es rasch auf Weitensfeld zu. An der Straße begegneten uns Leute im Sonntagsstaat, die ebenfalls demselben Ziele zusteuerten und uns in der Hoffnung bestärkten, daß wir zum „Kranzelreiten" noch zurecht kommen.

Nach kurzer angenehmer Fahrt, der Wind hatte sich mittlerweile gelegt — lag Weitensfeld in einer Thalbucht, von bewaldeten Höhen umschlossen, vor uns.

Am Eingange in den Markt wimmelte es von Menschen. Da stand Wagen an Wagen. Ein Gesumme drang an unser Ohr, auch Musikklänge waren vernehmbar. Wir mußten aussteigen, da es keine Möglichkeit war, durch den Menschenknäuel hindurch zu kommen.

Das holzgedielte Haus uns zur Rechten, das bei seiner erhöhten Lage am obersten Ende des Platzes die schönste Uebersicht bot, war wie die Galerie eines übervollen Schauspielhauses, von oben bis unten mit Schaulustigen besetzt, selbst auf dem Dachfirst haben sich einige niedergelassen. Noch überraschender war der Anblick des Marktplatzes. Von dieser sonderbaren Schautribüne bis hinab zum Holzbrunnen mit der Jungfrau standen die Leute Kopf an Kopf im dichten Gedränge, aus allen Fenstern und Dach-Erkern schauten Neugierige herab. Es war ein bewegtes Volkstreiben, wie man es in Weitensfeld wohl nur an diesem Tage sehen kann.

Als wir ankamen, war die Ouverture bereits vorüber. Die Musikcapelle, die mit dem Paukenschläger als Regimentstambour an der Spitze einigemale den Platz auf- und abmarschirte, hatte sich in den geräumigen Hof eines Gasthauses, um die trockenen Kehlen ein wenig anzufeuchten, zurückgezogen. Schon am Vorabende hatte die Musikbande vollauf zu thun. Die ganze Nacht hindurch war sie in Thätigkeit. Ein Marsch nach dem andern wurde aufgespielt. Die berittenen Bürger aber durchzogen die Gassen des Marktes, als Vorübung für den kommenden Tag, und leerten manch' Gläschen auf das Wohl des edlen Burgfräuleins, dem die Bewohnerschaft von Weitensfeld ihre Existenz zu verdanken hat. Jedenfalls ist es eine zarte Galanterie der echt deutsch gesinnten Marktbewohner, daß sie der Jungfrau am Brunnen an ihrem Ehrentage ein neues Kleid regaliren und ihr jugendlich erhabenes Haupt mit Blumen bekränzen.

Noch schöner aber ist es, daß sie mit solcher Pietät an den althergebrachten Sitten ihrer Väter festhalten.

Eine Pause war eingetreten und die Leute harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich ließ sich ein Reitertrupp sehen, bei dessen Herannahen die Menge scheu nach allen Seiten zurückwich. Es waren berittene Bürger, die mit den an einer Fahnenstange befestigten Preisen mit großer Bravour und Gewandtheit auf- und niederritten. Die Pferde waren vom schweren Burgunderschlage, mit Blumen und Bändern aufgeputzt. Sattelzeug und Schabraken waren Erbstücke aus längst verschollenen Zeiten. So oft sie den Holzbrunnen erreichten, wo sich die Musikbande aufgestellt hatte, ritten sie im langsamen, gemäßigten Trabe um die Jungfrau herum, die an diesem ihren Ehrentage bräutlich geschmückt war. In einem faltenreichen Rosa-Kreppkleide, einen schweren Blumenkranz auf dem Hute, stand sie da und sah stolz über die hin- und herwogende Volksmenge hin. Kanne und Schlüssel hielt sie in der Hand, als ob sie gleich nach dem anstrengenden Wettlaufe den Sieger mit einem frischen Trunke zu erquicken bereit wäre. Die drei Laufer stellen sich, gleichsam um durch den Anblick der holden Braut ermuthigt zu werden, in ihrer nächsten Nähe auf. Es sollten eigentlich, dem alten Herkommen gemäß, die drei jüngsten Bürger zum Wettlaufe sich anschicken, doch diese überlassen die Ehre einigen kräftigen Burschen, die über gesunde Lungen und flinke Füße zu gebieten haben und lassen sich lieber von Vierfüßern durch die Gassen tragen.

Die Laufer sind eigenthümlich ausstaffirt. Ihr weißes Costüme ist schon von ferne erkennbar. Um mit dem Athem länger auszuhalten, schlingen sie sich ein Seidentuch von brennendrother Farbe um die Mitte, und eines quer um die Brust, das unter dem Arme fest zusammengeschnürt wird. Ohne Kopfbedeckung, ohne Schuhe, in ihren gewöhnlichen Wollstrümpfen stehen sie in einer Reihe zum Wettlaufe gerüstet. Die Gasse ist einige hundert Schritt lang und geht etwas aufwärts.

Nun beginnt der Wettlauf. Die Vorreiter mit einer tricoloren Fahne und den Preisen setzen sich auf ein gegebenes Zeichen in Bewegung und reiten am Platz hinauf, um die Rennbahn offen zu halten. Die Musik fällt ein. Die Laufer setzen den kühnen Reitern nach. Bald gewinnt Einer den Vorsprung, die Hände fest an die Brust angezogen hält er mit den Pferden fast gleichen Schritt. Der Wettlauf dauert nur einige Minuten. Das Volk läuft hinter dem nachfolgenden Reitertrupp mit. Schon sind sie am Ziele vor dem holzgedielten Hause angelangt, wo sich das Preisgericht aufgestellt und die durch die Parade-Attitüden der muthigen Rosse zurückgedrängte Menge kaum Platz hat. — Ueber die Straße ist ein scharfer Riß gezogen. Der Erste der Läufer, der diese Linie überschreitet,

ist der Sieger und erhält den ersten Preis: einen Blumenkranz, den Brautkranz der Jungfrau und ein Goldstück. Auch die beiden anderen Laufer werden betheilt. Der Nächste bekommt ein schönfärbiges Seidentüchel und ein Paar Strümpfe. Der Letzte einen mit Bändern umwundenen Strauß von Blumen und Schweinsborsten.

Nicht selten geschieht es, daß alle drei Laufer völlig gleichzeitig am Ziele ankommen. Der Nächste am Ziele wirft sich dann kerzengerade über die Straße hin, um so noch vor den Anderen den Vorsprung zu gewinnen und sich des ersten Preises zu versichern. Die oft dabei vorkommenden komischen Zwischenfälle geben den schaulustigen Leuten guten Lachstoff.

Die Reiter sprengten nun wieder die Gasse hinab, ihnen nach folgten die Laufer in etwas gemäßigtem Schritte, den Siegespreis in der Hand hoch emporschwingend; nur der mit den Sauborsten Beglückte schlich geduckt durch die nachdrängende Menge. Der Sieger lief radschlagend die Gasse hinab, daß man bald die Hände, bald die bestrümpften Füße über die Häupter hervorragen sah, begleitet vom Jubelrufe und Gelächter des freudig erregten Volkes. Alles ergötzte sich an dem drolligen Aufzuge. In der heitersten Stimmung zog sich Jung und Alt in die Gasthäuser zurück. Die nur wenig mehr beachtete Jungfrau harrte vergeblich des Siegers. Dieser ließ sich in einer der nächstgelegenen Restaurationen den steirischen Rebensaft schmecken und kümmerte sich wenig um seine noch immer im Festschmucke mit Blechkanne und Schlüssel auf dem Marktbrunnen stehende Braut. Auf dem Platze, wo eben ein so reges Leben herrschte, wurde es allmälig stiller. Nur einzelne Gruppen von Kauflustigen umstanden noch die Buden und Lebzelterstände. Desto lebhafter ging's in der Tanzstube zu, die zum Ersticken mit Leuten angepfercht war; der Raum für die tanzenden Paare war so beschränkt, daß sie sich zeitweilig mit den Ellbögen Bahn brechen mußten.

Wenn wir nun die einzelnen Momente dieser Volkssage und des damit verbundenen Brauches näher betrachten, werden wir lebhaft an den Brautlauf und die an die Pfingstfeier sich knüpfenden Wettspiele der alten Deutschen erinnert. Letztere waren heitere Frühlingsfeste, welche den Kampf des Sonnengottes mit dem Winter versinnbildeten und wobei gewöhnlich ein Wettrennen stattfand. Der Sieger fungirte als Maikönig, während der Letzte einen Spottpreis davon trug. „Bei dem Wettrennen zu Salzwedel wird der Sieger mit Maien, der Letzte, Langsamste, mit Blumen geschmückt, hei wört smuk måht, und heißt dann der schmucke Junge. Derselbe Spott, der mit dem Pfingstlümmel, dem Pfingstbutz u. s. w. getrieben wird. Als die Bedeutung dieser vielgestaltigen Wettspiele ergibt sich also die Entscheidung darüber, wem bei dem Frühlingsfeste die Ehrenrolle des siegenden Sommers zu Theil werde, oder wer sich allen Hohn und Schimpf gefallen lassen müsse, welche dem besiegten

Winter angethan wird." (Simrok: d. M. 584.) Auch die Hochzeitsfeier begleiteten ähnliche Spiele. Nach uralter Sitte mußte die Braut, wie noch in den Nibelungen Brunhild, in Wettspielen erworben werden. Jedenfalls hat sich in dem noch bestehenden Brauche zu Weitensfeld ein Stück altgermanischen Volkslebens bis auf unsere Tage erhalten.

* *
*

Auf den Gailthaler Alpen ist ein ähnlicher Brauch, „das Pfingstlaufen", im Schwunge. Die „Halter" (Hirten) auf den „Almen" versammeln sich am Pfingstsamstag Abends auf dem ebensten Flecke der Alpe; da wird eine „Maje" (Maibaum) aufgepflanzt und von einer bestimmten Entfernung aus laufen die Hirten nach diesem Ziele. Der am ersten ankommt heißt „Pfingstkönig", der Letzte erhält einen Spottnamen. Bei hereinbrechender Nacht wird um die „Maje" ein Holzstoß zusammengetragen und angezündet, wobei die Hirten die Nacht hindurch im Freien zubringen und mit den Peitschen „krachen".

In anderen Thälern des kärntischen Oberlandes kommt am Pfingstsamstag nur das „Klöcken" vor. Die Burschen unterhalten an einer Anhöhe in der Nähe des Dorfes die Nacht hindurch ein Feuer und vollführen dabei mit ihren Peitschen ein „Gekrache", das weithin in den Bergen wiederhallt.

* *
*

Zu erwähnen sind hier noch die im Pfingstmonate (am Johannisabend), wie in den meisten Alpenländern, auch in Kärnten gebräuchlichen Sonnewendfeuer mit dem dabei üblichen Scheibenschlagen, welch' letzteres sich jedoch nur in den entlegensten Alpenthälern noch erhalten hat. Im Lavantthale, dem Paradiese von Kärnten, findet in der Osternacht eine allgemeine imposante Bergbeleuchtung statt. Auf allen Höhen leuchten die Feuer und das Gekrache der Pöller wiederhallt in allen Tonabstufungen durch die Stille der Nacht. Hie und dort steigen Raketen mit ihren Feuergarben auf, um der Freude über die Auferstehung der Natur und des Heilandes gehörigen Ausdruck zu geben.

# Aus dem Glanthale.

## Die nächtliche Wallfahrt.

Auch in unserem Jahrhunderte wurde eine neue Welt entdeckt; wer kennt sie nicht, diese wunderbare Welt mit den sonnigen Matten, den sprudelnden Quellen und schäumenden Wasserstürzen? Es ist die Welt der Alpen mit ihren Gletschern und wolkennahen Bergkuppen, die man vor Zeiten kaum dem Namen nach kannte, die man vergeblich in alten geographischen Werken und Landkarten aufsucht, die als der Tummelplatz der Wildheuer und Hirten durch Jahrhunderte hindurch einsam und unbeachtet in die Luft emporstarrten. Erst die Neuzeit hat uns ihre Pforten erschlossen und durch die wissenschaftliche Forschung den Reiz noch erhöht, den sie auf jedes für Naturschönheiten empfängliche Gemüt ausüben muß.

Kaum daß der warme Hauch des Frühlings die mächtigen Schneediademe von den Stirnen der Berghäupter hinweggeschmolzen hat, schicken sich nun alljährlich Tausende und Tausende zur Wanderung an; wie die Wandervögel nach dem Süden, „wo die Citronen blühen, im dunklen Laub die Goldorangen glühen", zieht's sie mit Sehnsucht hinauf in die frischen luftigen Regionen der Alpen, wo die Gletschergebilde schimmern und das „Edelweiß" am steilen Felsrande winkt. Ueberall bilden sich Clubs und Alpenvereine, um durch Einflußnahme auf die Organisirung des Führerwesens, auf die Transport- und Unterkunftsmittel ihnen die Fahrt so bequem und angenehm als möglich zu machen. Ein Seitenstück zu diesen Bergfahrten, wie sie seit einigen Decennien her auch in unserem Alpenlande in Schwung kamen, ist jene eigenthümliche, vom Volke auf eigene Faust unternommene Wallfahrt nach den vier hervorragenden Bergkuppen des Glanthales. Sie bildet eine auffallende Erscheinung im religiösen Leben des Volkes, wie man sie nicht leicht irgendwo finden dürfte, und liefert zugleich den Beweis, wie sehr das Volk noch immer, besonders in religiöser Hinsicht, am Althergebrachten festhält; denn diese Wallfahrt besteht schon seit urdenklichen Zeiten.

Als der Glockner noch zu den unbekannten Größen zählte, wanderte das Volk schon in unabsehbaren Schaaren nach den mit Gotteshäusern gekrönten Höhen des Helenen, Veits-, Laurenz- und Ulrichsberges, die Megiser für die höchsten in Kärnten hielt.

Am Vorabende des Dreinageltages bietet die sonst so einsame Höhe des Helenenberges, wo sich dem Auge eine weite Fernsicht über ein vielverzweigtes Gebirgspanorama erschließt, ein reges, lebensvolles Bild. Das ganze Plateau um die gothische Kirche ist mit Landleuten aus allen Gauen Unterkärntens, ja selbst der benachbarten Steiermark, bedeckt. Slovenen und Deutsche, bunt durcheinander gemischt, haben sich hier zu einer seltenen religiösen Feier vereint. Wer sich die Mühe nehmen wollte, die Leute zu zählen, würde nicht so bald damit fertig werden. Gewöhnlich sind es über 1000 Köpfe; manches Jahr waren hier an diesem Tage über 2000 bis 3000 Menschen beisammen. Als ein besonderes Abzeichen tragen sie einen dichten Kranz von Epheu, das „Bergerlaub", wie sie es nennen, an den Hüten, das ihnen ein höchst originelles Aussehen gibt. Das Einsammeln des „Bergerlaubes" (Hedera helix. L.), das die schroffen Felswände überkleidet und, wie sie meinen, nirgends als am Helenen- und Veitsberge zu finden ist, wird von den muthigsten Burschen besorgt, die sich mit Turnergewandtheit an die Felskanten hinauswagen. Mit Einbruch der Nacht lodern an mehreren Stellen Wachfeuer auf, welche die mannigfachen Gruppen der unter freiem Himmel campirenden Menge beleuchten. Um Mitternacht, wenn unten im Thale bereits schon Alles in tiefer Ruhe liegt und die letzten Lichtchen verlöschen, erschallen mit einemmale die Glocken im altersgrauen Thurme der Helenenkirche; Jung und Alt drängt sich in ihre hell erleuchteten Räume, die jedoch nur einen kleinen Bruchtheil der anwesenden Menge zu fassen vermögen; die Meisten wohnen unter freiem nächtlichen Himmel mit entblößten Häuptern dem nun zur ungewöhnlichen Stunde beginnenden Gottesdienste bei. Es ist ein feierlicher, ergreifender Moment; tiefes Schweigen ringsum, die Berge, die Thäler und Menschen schlummern unter dem Schleier der Nacht; nur hier an diesem erhabenen Altare im Tempel der Natur wacht eine betende Menge.

Kaum daß der Priester den letzten Segen gesprochen, setzt sie sich wieder in Bewegung. Kienfackeln werden angefacht, um damit die dunklen Bergpfade zu erhellen, denn nun geht es in hastiger Eile über Stock und Stein und Wurzeln bergab; bald steht die Höhe des Helenenberges, wo nur noch die Ueberreste der Wachfeuer verglimmen, wieder einsam und verlassen. Das zeitweilige Aufleuchten der Fackeln durch die Fichtenwaldung läßt uns die von den Wallfahrern eingeschlagene Richtung erkennen; bald sind sie in der Ebene angelangt — eine lange Reihe von leuchtenden Punkten zieht sich nun hin durch das Dunkel der Nacht.

So wandert der Zug ohne Unterbrechung, über Meißelberg, am klassischen Boden des Zollfeldes, an den Resten des alten Virunum vorüber, bis er mit Anbruch des Morgengrauens die Anhöhen des am Fuße des Ulrichsberges gelegenen Pfarrdorfes Pörtschach erreicht. Da lagern sich die Scharen um den alten Thurm von Möderndorf im Angesichte des gothischen Domes von Maria-Saal. Während Einige, ermattet vom nächtlichen Gange, ihr Haupt in's thaufeuchte Gras legen, erquicken sich Andere an ihrem frugalen, aus Brod und Käse bestehenden Frühmahl. Daß Jeder den Mundbedarf mit sich führt, läßt sich denken, da die sich überstürzende Eile bei dieser Bergfahrt wenig Zeit zur Einkehr übrig läßt.

Dieser nächtliche Zug bei Fackelschein hat seine mystische Bedeutung: er soll die Judenschaar vorstellen, die zur Gefangennehmung Christi mit Fackeln auszogen, wie übrigens die ganze Wallfahrt zur Verehrung des leidenden Erlösers und der Leidenswerkzeuge abgehalten wird, daher die Wahl des Dreinageltages (Commem Lanceae et Clavorum), der vielleicht vor Zeiten festlich begangen wurde.

Die Ruhe dauert nicht lange; schon beginnen die Pöller an der Anhöhe von Pörtschach ihre Thätigkeit; in ihren in der Ferne verhallenden Donner mischen sich die Klänge der Glocken; es ist, als ob man hier zum zweitenmale den Ostermorgen feierte. Die Menge ordnet sich zum Einzug in die Kirche; Kopf an Kopf, singend und betend, die Hüte dicht mit Immergrün bekränzt, daß die Zweige hoch aufstehen und vom Hute selbst nichts zu sehen ist, zieht sie daher wie ein wandernder Wald, von dem hinter den östlichen Bergen auftauchenden Tagesgestirne begrüßt.

Die weitere Richtung des Zuges geht auf die Höhe des Ulrichsberges, dann über Karnberg und Zweikirchen quer durch das Glanthal hin auf den Gipfel des Veitsberges, von da nach kurzer Mittagsruhe über die Höhen von Gradeneg und Sörg auf die das Thal weithin beherrschende Kuppe des Lorenzenberges. Ueberall werden die „Vierberger" mit Pöllersalven und Glockengeläute empfangen; wo möglich wohnen sie der Messe bei und ziehen dann so schnell wie sie gekommen wieder fort. Die ganze Fahrt muß in 24 Stunden vollendet sein. Es ist eine tüchtige Wegesstrecke, und nur zu wundern ist es, wie selbst alte Leute, ja sogar Kinder daran theilnehmen können. Unter dem Volke herrscht allgemein die Meinung, „daß man's an keinem andern Tage als am Dreinageltage dargeht".

Obschon eine Partei der Wallfahrer vom Veits- oder Lorenzenberg aus geht und daher Viele von der Spitze des Ulrichsberges nach Hause wandern, ist es noch immer ein bedeutender Zug, der, über die grüne Berglehne daherschreitend, unter Pöllergekrache in der kleinen Capelle des Lorenzenberges seinen Einzug hält, wo für die „Vierberger" schließlich ein feierlicher „Segen" abgehalten wird. An der Hochebene dieses abgestutzten Bergkegels hat der daselbst in einem

Häuschen, das schon zu Zeiten Valvasor's stand, residirende Meßner eine Restauration unter freier Himmelsdecke aufgeschlagen. Da schmorrt auf einem aus losen Steinen zusammengefügten Herde die „Krapfenpfanne“ und erfüllt die Luft mit Ambradüften, da brodelt's im schwarzen Kaffeenapf, am Tische daneben stehen mit Bier gefüllte Krüge und Weißbrode in Bereitschaft, denn hier haben die Leute Zeit, sich einige Erholung zu gönnen. Uebrigens gibt es nicht Wenige, welche bei der ganzen beschwerlichen Bergfahrt nichts als Brod und Wasser genießen.

Von der Spitze des Lorenzenberges geht es durch die dichte Fichtenwaldung mit ihren herrlichen Ausblicken nach der alten Burg Frauenstein und den Kraigerschlössern, die wie Rabennester an der Felskante hängen, über das freundliche Müllbach hinab nach St. Veit, in das von Bergen umschlossene an Burgen reiche Glanthal, wo sich die Wallfahrer nach allen Richtungen, der Heimat zueilend, zerstreuen.

Daß diese eigenthümliche Wallfahrt sehr alt ist, wurde bereits angedeutet. Schon Megiser macht davon Erwähnung. In seiner Chronik von Kärnten lesen wir: „Insonderheit aber sind vier die höchsten Berg im Land, da jährlich große Wallfahrt hin sein. Deren Namen sind: St. Ulrichs, Helena-, Veits- und Laurenzenberg. Auf diese vier Berg lauft das gemeine Volk alle Jahr Kirchfahrten an dem heil. Dreinageltag und muß dies Kirchfahrt-Laufen auf einen Tag verricht werden. Darum sie sich dann nicht lang saumen, wann sie in den Kirchen eini kommen, gehn sie gleich flux um den Altar, neigen sich und laufen wieder davon. Es erkranken ihrer viel über diesem Laufen, daß auch zu zeiten etlich gar sterben, denn es ist ein sehr langer Weg, und wie etlich nachreiten, wol zwölf deutsche Meil sein sollen.“ (Annales Carinthiae. I. P. pag. 40. L. 1612.)

Diese Wallfahrt beruht auf einer uralten Volksüberlieferung. Nach einer mir persönlich mitgetheilten Meinung unseres heimischen Geschichtsschreibers Heinrich Hermann soll sich dieselbe aus der Zeit der Kreuzzüge datiren, wo man, um symbolischer Weise die Kreuzzüge mitzumachen und über die Waffen der Kreuzfahrer den Segen des Himmels herabzuflehen, außerordentliche Wallfahrten veranstaltete. Der Volkshumor bezeichnet dieselbe als Suchen des vierten Nagels vom heiligen Kreuze.

Zur Zeit, als die Secte der Geißler das Land durchzog, soll diese Sitte, nachdem sie ganz in Vergessenheit gerathen war, wieder aufgenommen worden sein; es ging dazumal die Sage, daß man am Dreinageltage Blutspuren am Wege von einem heiligen Berge zum andern getroffen und Barbarossa im Untersberge sich erkundigt habe, ob „die Ameisen noch die vier Berge ablaufen“.

Schließlich noch eine auf diese Wallfahrt sich beziehende Sage:

„Einmal war im Lande eine große Hungersnoth; die Felder waren alle dürr, die Wiesen wie ausgebrannt, das letzte Körnlein

Getreide war aufgezehrt; ganz verloren wankten die Leute umher, viele starben des Hungertodes; da sagte ein uralter Mann, der auf einem Stein vor seiner Hütte saß, zu den Leuten: „Habt's ja wohl die vier Berge, nehmt's das Stroh von den Dächern, tragt's auf die Tenne, drischt's klein zusammen, bestellt's den Acker, so gut es geht, säet's das Stroh aus, laßt's dann Alles liegen und stehen und macht's Euch auf nach den vier Bergen, da wird's wieder Getreid' im Ueberfluß geben." Die Leute schüttelten die Köpfe und meinten: „Das wird wol ein leeres Strohdreschen sein." Doch sie folgten dem Rathe des Alten und hatten darauf ein gesegnetes Jahr.

Daher heißt es noch immer: „Wenn die Ameisen nicht mehr die vier Berge ablaufen, werden schlechte Zeiten kommen."

Im Jahre 1876 haben am Dreinageltage (der zweite Freitag nach Ostern) wieder gegen 2000 Menschen, zumeist aus dem Krapffelde, dem Glan- und Rosenthale, an dieser merkwürdigen Wallfahrt theilgenommen; dabei sollen, wie wol nicht anders möglich, wieder einige Erkrankungsfälle, wie die Fama erzählt, vorgekommen sein.

Die Pietät für diese heiligen Berge des Glanthales reicht aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die Heidenzeit zurück. Ohne Zweifel standen am Ulrichs-, Lorenzen- und Helenenberge in der Nähe Virunums, dem Mittelpunkte der römischer Cultur in Kärnten, heidnische Tempel, und daß in Virunum der Mythras-Dienst heimisch war, ist geschichtlich erwiesen. (Ankershofen's Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. I. Bd. S. 638.)

## Brechelbräuche.

Im kaiserlichen Lustschloße Laxenburg mit seinen geschmackvollen, von einem mächtigen Strome durchbrausten Parkanlagen, wo die Kunst der Natur kaum merklich hier und dort nachgeholfen hat, befindet sich unter den von mittelalterlichem Geiste durchwehten Rüstkammern und sonstigen Räumlichkeiten ein ganz unscheinbares, kleines, rundes Gemach mit längs der Wand hinlaufenden gepolsterten Sitzen. Die ursprüngliche Malerei ist ziemlich abgefegt, ein Beweis, daß hier häufige Sitzungen abgehalten wurden — doch keine geheimen Rathssitzungen. In langen Winterabenden versammelten sich hier vor Zeiten, wie der Cicerone erzählt, die niedlichen Damen des Hofes, um mit ihren zierlichen Händchen den Flachsfaden zu drehen.

Wer sollte sich da nicht unwillkürlich an jene Zeiten erinnern, wo noch in keinem Hause das Spinnrad fehlte, wo es selbst in den

Alkoven höherer Gesellschaftsgruppen zu den gewöhnlichen, ja unentbehrlichen Einrichtungsstücken zählte und die vornehmste Dame sich nicht scheute, bei dessen Handhabung Fuß und Hand in jene tactmäßige Bewegung zu versetzen, womit sie heutigen Tages einem ganz anderen Hausgeräthe bezaubernde Tonwellen zu entlocken versteht.

Mit dem gewaltigen Aufschwunge der Industrie in unserem Jahrhunderte verstummte allmälig das Schnurren des Spinnrades. Nur auf dem Lande, in abgelegenen Gebirgsthälern blieb es in seinem vollen Rechte; da ist es noch immer das Symbol des Fleißes und der Wirtschaftlichkeit, der traute Gefährte der Hausfrau, wie das Band ländlicher Geselligkeit; da versammelt sein trauliches Schnurren noch immer Jung und Alt in der geräumigen ebenerdigen Stube, und wie der Faden durch die Finger gleitet und behende die Spule füllt, werden alte Dorfgeschichten, über die fast schon Gras gewachsen, wieder abgesponnen, mißliebige Persönlichkeiten durchgezogen und die Erlebnisse des verflossenen Sommers und Tages besprochen; nicht selten erschallen fröhliche Weisen wie in der Weihnachtszeit im Möllthale, die bei aller Glaubensinnigkeit einen höchst naiven Anstrich haben.

Die Spinnstube bietet noch immer ein höchst charakteristisches Bild häuslicher Betriebsamkeit. Da werden die in Reih' und Glied aufgestellten dickleibigen Spulen abgehaspelt, da schlägt der Weber, wenn das Frühjahr kommt, in einer Ecke seinen tragbaren Webstuhl auf, um das „Gespinnst" zu gediegener Hausleinwand zu verarbeiten. Und wie stolz ist nicht die Hausfrau auf jedes Stück selbsterzeugten Linnenstoffes, wie sorgsam bewahrt sie es im großen Wandschrank, der oft den halben Raum der Stube einnimmt! Darum hat sie auch ihre besondere Sorgfalt auf die Pflege des Flachses gerichtet, dessen Cultur wir bis in die ältesten Zeiten verfolgen können; schon dem Moses war der gemeine Lein (linum usitatissimum L.) bekannt, und wenn er so dasteht mit seinen blaßblauen Blütendolden zwischen dem wallenden Korn, wie ein dazwischenliegendes sanftes Gewässer, da lacht ihr das Herz vor Freude, und wenn endlich die Erntezeit kommt und die Sicheln klingen, da waltet sie wie eine geschäftige Marthe. Der Knotenpunkt, um den sich alle ihre Sorgen drehen, ist der Flachs; der muß vor Allem gehörig versorgt sein. Sie legt selbst Hand an's Werk, wenn die zarten Leinstämmchen am Wiesenboden in langen Zeilen aufgeschichtet werden, und wenn sie unter Regen und Sonnenschein mürbe geworden und die „Lischen" sich lösen, da ruht sie nicht eher, als bis sie in Besen gebunden und unter Dach und Fach gebracht sind.

Mit der Brechelzeit beginnen ihre Sorgen um den lieben Flachs, der ihr so sehr an's Herz gewachsen, wieder auf's Neue.

Wenn die Blätter von den Bäumen fallen und die dem unbewaffneten Auge kaum sichtbaren kleinen Spinnen auf langen bereiften Fäden durch die Luft schiffen, während an den Spitzen der das

Thal umschließenden Bergkette bereits ein winterlicher Anflug sich zeigt, ist die Zeit zum „Brecheln" da. Daß dabei manche absonderliche, eigenthümliche Sitten und Bräuche vorkommen, ist natürlich. Der Landmann, besonders der Aelpler, weiß allen seinen, oft sehr beschwerlichen und lebensgefährlichen Arbeiten eine poetische Weihe zu geben.

Wenn die Mitternachtsstunde vom Dorfthurme tönt, kommen die Brechlerinnen zum gemeinsamen Imbiß zusammen und ziehen dann gemeinschaftlich, die „Brechel" (Schwinge) unter dem Arm, zur Brechelstube hinaus. Wenn sie nicht mit einer tüchtigen „Buchtel" (Kienfackel) versehen, kommen sie leicht in Gefahr, über irgend einen Holzblock zu fallen, denn muthwillige Burschen benutzen diese Gelegenheit, um sie zu necken, zu schrecken, ihnen den Weg zu verklausen; der nächstbeste Gegenstand wird dazu benützt. Im Metnitzthale werden sie in ähnlicher Weise beunruhigt, wo sich die Burschen in ihrer nächsten Nähe verbergen und aus sicherem Versteck alle möglichen Stimmen erschallen lassen. Dieser Brauch heißt „Brechelschrecken".

Sind die Brechlerinnen in der Brechlstube, wo die „Patschin" (Dörrerin) bereits den Ofen in Brand gesetzt, die Flachsbesen gelöst und zum Rösten bereitet hat, endlich unter Gekicher und Scherzen angelangt, da werden die Schwingen eingemacht, und bald darnach beginnt ein fast klingendes Geklapper, das, die lautlose Stille der Nacht unterbrechend, den Widerhall tausendfach in den noch schlummernden Bergen wachruft. Wie Macbeth's Hexenküche leuchtet die Stube und wirft grelle Streiflichter in die Nacht hinaus.

Beim Brecheln geht es übrigens recht lustig zu, obschon diese Arbeit in Nacht und Nebel, Kälte und Staubwolken wenig Annehmlichkeiten bietet. Der unverwüstliche Humor, wie man ihn eben bei den Brechlerinnen findet, mitunter die dabei üblichen Bräuche, lassen sie auf alle Beschwerden vergessen und rufen unter ihnen jene heitere Stimmung hervor, die uns diese rußigen, bestaubten Hexlein wie ausgewechselt erscheinen läßt. Nicht mit Unrecht heißt es: „Wenn die Brechelzeit kommt, geht unser Herrgott in's Welschland". Ein eigener dämonischer Geist spukt in der stauberfüllten Stube; Scherzreden und derbe Witze fliegen hin und wieder, und Diejenige kommt nicht so leicht ab, unter deren „Brechel" sich viel abgefallenes Werg, das sie die „Braut" nennen, vorfindet.

Aber auch der harmlos vorüberziehende Wanderer wird in ihren Zauberkreis hineingezogen, sei er wer er wolle, und mag er sich gegen ihre zudringliche Freundlichkeit in Berücksichtigung seines Stockes noch so sehr sträuben, er muß sich von ihnen „binden", seinen Arm oder seine Hand mit einem Wergbüschel umwinden lassen. Kommt eine distinguirte Person, so beachten sie ein gewisses Decorum und tragen ihm das Wergkränzchen auf einem Porzellanteller ganz manierlich entgegen. Dabei haben sie eigene Sprüche. Als Probe davon mögen die nachstehenden Verszeilen dienen, welche

den treuherzigen Humor des kärntnerischen Volkes ganz besonders charakterisiren:

Küss' d'Hand Herr Kaplân,
Und heit bind inen ân,
An so an tollen Herrn
Hâmer âlle recht gern.

Ohne Trinkgeld geht es selbstverständlich nicht ab, und wer sich dazu nicht bequemen will, muß sich's schon gefallen lassen, wenn sie ihn von oben bis unten mit „Oagen" (der beim Brecheln abfallende Staub) bestreuen.

Das Brecheln, das an manchen Orten einige Tage dauert und wobei sich oft die ganze Ortschaft betheiligt, findet in der „Brechelbraut" oder mit dem „Schimmelreiten" seinen Abschluß. Aehnliche Bräuche kommen in den meisten Thälern Kärntens vor.

## Das Schimmelreiten.

Seht ihr dort am Brechelplatze den hohen aufgepflanzten Baum, an seinem Wipfel den mit einem Wergkranze umflochtenen Blumenstrauß! Wie flaggt das farbige Tuch im Winde! Es ist das Signal, „daß heute Abends der Schimmel einreiten wird".

Am frühen Morgen schon brachte ein weißgekleidetes Mädchen in einem mit allerlei Backwerk gefüllten Körbchen dem „Ritter" das in Reimen verfaßte Einladungs-Schreiben. Daß er kommen wird, hat er ganz zuverläßig zugesagt, darum verspricht man sich einen heiteren Abend, den die Brechlerinnen mit Sehnsucht erwarten. Wie beeilen sie sich, um ja recht bald mit dem Rest der Arbeit fertig zu werden.

Während die Dämmerung über die Berge sich niedersenkt, die Laute des Tages verstummen und nur noch die „Brecheln" im regellosen Tacte klingen, werden in der Stube des nahestehenden Gehöftes alle Voranstalten für eine ländlich sittliche Abend-Unterhaltung getroffen. Alle halbwegs transportablen Einrichtungsstücke werden hinausgeschafft. Der mit frischem Linnenzeug gedeckte Tisch und das gewaltige Bouquet, aus den letzten zusammengerafften Herbstblumen gewunden, geben der Stube ein völlig festliches Ansehen. Das Hinterstübchen wurde als Schankkeller hergerichtet, da steht auf einer provisorischen Tafel neben einer behäbigen Flasche geistigen Inhalts, Glas an Glas, wie ein wissensdurstiger Schülerkreis um's Katheder, an zwei zusammengeschobenen Stühlen wiegt sich ob der Elastizität der Bodendielen eine Kufe schäumenden Gerstensaftes. In der Küche draußen knistert das Feuer, brodeln die Töpfe am Herde. Die Hausfrau darf man heute kaum anreden, sie hat vollauf zu schaffen, um die

kulinarische Frage des Abends zu lösen, sie erwartet Gäste von weitem her, denen sie was Rechtes aufsetzen will. Schon kommt ein Wagen angefahren, bald darauf ein zweiter. — Die Stube füllt sich mit Gästen aller Art. Der Hausherr macht die Honneurs und kredenzt bald diesem bald jenem ein frisch gefülltes Bierglas. Unter die Geladenen werden mit Wergkränzchen umwundene Sträuße von künstlichen Blumen vertheilt, die sie ins Knopfloch des Rockes oder auf den Hut stecken.

Nach kurzer Toilette kommen die Brechlerinnen und nehmen an dem mit dampfenden Gerichten besetzten Tische ihre Plätze ein.

Kaum daß sie mit dem Mahle fertig sind, erdröhnen Pistolensalven vor dem Gehöfte.

Der Ritter ist im Anzug.

Die liebe Jugend, weil klein von Statur, flüchtet sich auf Stühle und Bänke.

Musikanten lassen sich in der Vorlaube hören, ein Tusch, noch ein Tusch — und die Thüre fliegt auf, ein Bursche kommt athemlos herein und geht auf den Brecheltisch los; er fragt: ob sie den Ritter einlassen wollen, wo nicht, so ziehe er weiter. Er möge nur kommen, wird ihm einstimmig erwiedert. Da zeigt sich in der dunklen Oeffnung der Stubenthür ein weißer Pferdekopf förmlich aufgezäumt und so täuschend aus Linnentüchern zusammengestoppelt, als ob der leibhafte alte Schimmel vom Stall hereinblickte. Die Augen sind mit schwarzen Ringen bezeichnet, die Zügel aus Stroh geflochten.

Machts auf Thür und Thor
Der Brechelbraut-Ritter is davor,
Thuts weg enkre Stühl und Bänk
Der Brechlschimmel kömmt zu enk

ruft eine Stentorstimme; während der Schimmel in seiner vollen Größe zum Vorschein kommt — wirklich eine geisterhafte Erscheinung — und darauf der Ritter in weißen Hemdärmeln, den niederen Hut mit weidgerecht geschlichtetem Strohaufputze am kühn erhobenen Haupte, über dessen breite Krämpe eine Schärpe auf die Schultern herabfällt. Nach allen Seiten vor dem schaulustigen Publikum sich verbeugend, beginnt er im echten Volkston:

Ich reit herein durch stau und lau
Grüß z'erst den Hausherrn und sei Frau
Ich reit herein zum Brechelfest
Grüß die Brechelbrautmutter und ihre Gäst
Ueber neun Alm reit ich herein
Ueber tiefe Graben und hohe Zäun.

Mit flammendem Gesichte entgegnet die Brechelbrautmutter hinterm Tisch:

Thät dir die Brechelbraut nit g'faln
Was reitest herab von der Alm.

Und so geht der Reimkampf immer lebhafter fort, und je derber die Späße, desto größer ist die allgemeine Heiterkeit. „Dieser Ritter, der versteht's, so ein abgeschliffenes Maul hat keiner weitum, und wenn erst die Lori dazu kommt, so werden sie mit der „Brechelbraut" unter zwei Stunden nicht fertig, die weiß ihn gehörig abzutrumpfen und er bleibt ihr dann auch nichts schuldig", lispelt ganz leise ein gewiegter Landwirt seinem Nachbar ins Ohr, „Schade, daß sie heute nicht da ist, sie hat erst vor einer Stunde absagen lassen." Warum? Jedenfalls beleidigter Künstlerstolz! Aber der Ritter ist weit hergekommen, er ist ein Meister in dieser Rolle und weit und breit gesucht, daher geht er auch auf Gastrollen über die Marken des Dorfes hinaus, was nicht Jeder wagt, da er auf allerlei Sticheleien gefaßt sein muß, und wenn er nicht schlagfertig und redegewandt ist, gar leicht eine Schande für sein ganzes Dorf aufheben kann. Der Ritter gestikulirt aber auch auf seinem nie ruhenden, bald die Brechlerinnen, bald das Publikum beunruhigenden Schimmel, daß es eine Freude ist. Obschon die meisten „Sager" stereotype Normen sind, merkt man es doch, daß er zeitweise nicht unglücklich extemporirt.

Der ganze Streit dreht sich um die „Brechelbraut", einem Korbe, gefüllt mit einem „Reindling", mit Krapfen, Aepfel und Blumensträußchen, welchen die Brechelbrautmutter hinter dem Tische verborgen hält.

Als Intermezzo wird der Schimmel beschlagen. Ein berußter Schmied drängt sich mit seinem Gehilfen hervor; aber das ungeduldige Roß schlägt aus und Beide liegen am Boden. So oft sie ihr Werk beginnen wollen, wiederholt sich die Scene, die von drastischer Wirkung auf das Zwerchfell der Zuschauer ist. Der Ritter hoch zu Roß hatte seinen Paß mit Siegel und Petschaft, um sich zu legitimiren, hervorgezogen, und da die Beleuchtung des äußeren Schauplatzes Manches zu wünschen übrig ließ, eine brennende Kerze zur Hand genommen; aber der aufgerollte Papierbogen kommt dem Lichte zu nahe und fängt Feuer, daß die hellen Flammen bis an die Decke emporschlagen.

Is die Brechlbrautmutter frisch,
So geht sie über'n Tisch,
Is si aber kränk,
Soll si gehn nach der Bank.

Auf die Aufforderung des Ritters erhebt sich die zungenfertige Maid und besteigt mit ländlicher Grandezza, das Körbchen am Kopfe tragend, den Tisch:

Die Brechlbrautmutter is weiß und rot,
I glaub der Spielmänn is schon todt.

Der Ritter ruft, seinen Hut schwenkend, den Musikanten zu:

Spielleut sind Schwarzenbacher
Aufmach'n werden's am Kärfreitag nacher.

Diese lassen sich das nicht zweimal sagen und spielen einen Ländler auf, der der Maid so gewaltig in die Füße schlägt, daß sie ganz zierlich über die Tischplatte tanzt bis an die äußerste Ecke hin, wo sie der Ritter, der sich unterdessen vom Pferde geschwungen und dem die Brechelbrautmutter das Körbchen sammt Inhalt überreicht, in seine Arme nimmt und mit ihr den Reigen eröffnet. So schließt der Schwank mit einer kräftig munteren Tanzunterhaltung.

## Der Wiesenmarkt in St. Veit.

In St. Veit, der alten Hauptstadt des Landes, dem einstigen Sitze der Herzoge von Kärnten, das bis in die neueste Zeit sein mittelalterliches Gepräge behielt, wird alljährlich im Herbste ein vielbesuchter, weitberühmter Jahrmarkt abgehalten. Welches Gedränge und Getümmel gibt es da in den sonst so friedlichstillen Gassen der Stadt! Aber bei weitem nicht mehr wie vor Jahren! In der Bogenhalle des alten Wartthurms am oberen Platze war eine fast beständige Stockung, daß man oft weder vor noch rückwärts konnte und sich mit Gewalt aus dem Menschenknäuel loslösen mußte — nun ist keine solche Stockung mehr zu befürchten. Der alte Wartthurm mit dem uralten aus Stein gemeiselten herzoglichen Wappen, dessen Anblick uns in die Zeit der Troubadoure und Minnesänger versetzte, ist nicht mehr; sein fester Bau, der durch Jahrhunderte allen Stürmen getrotzt, ist der Neuzeit, welcher die Romantik als ein längst überwundener Standpunkt gilt, zum Opfer gefallen. Eine offene, weiter hin erst in einem Sack sich verengende Gasse führt auf die Jahrmarktwiese hinaus, wo sich in den Tagen nach Michaeli ein Markttriebe entfaltet, wie man es kaum irgendwo in Kärnten findet.

Siehe dort, am weiten Wiesenplan in der Nähe des Maraunberges, der düster und melancholisch sich in die freundliche Landschaft hereingelagert hat, am schilfreichen Ufer der Glan erhebt sich neben dem alterthümlichen Mauerwerke der Stadt gleichsam eine zweite aus Brettern leicht aufgebaute Stadt, die beim Einbruch der Dämmerung mit ihren zahllosen Lichtern uns magisch entgegenschimmert. Hütte reiht sich an Hütte, Zelt an Zelt — eine ganze Kette von Buden zieht sich am äußersten Rande des Marktplatzes hin, improvisirte Restaurationen, mit künstlichen Herden, wo ausgekocht und Spirituosen aller Art ausgeschänkt werden, in deren Geheimnisse wir weiter nicht eindringen wollen. Eine große Menschenflut wogt unablässig hin und wieder im bunten Gemenge. Absonderlich ausstaffirte Gestalten, meist Leute aus den untersten

Volksschichten, Abdecker, Stürzlerleute umlagern die Zechtische bei den unter freiem Himmel errichteten Herden in ganzen Gruppen; sie lassen der Freude die vollen Zügel schießen und ergötzen sich am schrillen monotonen Geschnurre der Leyer, einem eigenthümlich construirten Toninstrumente. Daß es an den verschiedenartigsten Schaubuden nicht fehlt, kann man sich denken. Man weiß nicht, wohin man seine Aufmerksamkeit wenden soll. Ueberall herrscht bewegtes Leben. Alles jagt dem Vergnügen nach. Der Markt scheint nur Nebensache zu sein. Nur am Pferdemarkte, da tritt das Vergnügen in den Hintergrund, da sieht man im Menschengewühle unter Andern in ihrer auffallenden Nationaltracht Steiermärker, Oesterreicher, die hier alljährlich bedeutende Einkäufe machen. — Doch wir wollen uns in keine weiter detaillirte Schilderung von Marktscenen einlassen — es könnte des Guten zu viel werden — sondern nur einen Blick in die Vergangenheit werfen, wo die Märkte in den Städten noch eine Bedeutung hatten.

Der Ursprung des St. Veiter Michaeli-Marktes ist in der grauen Vorzeit zu suchen. Schon Herzog Rudolf IV. ertheilte in einer zu Haimburg am 25. Juni 1362 ausgestellten Urkunde den St. Veitern die Befugnis, am Sonntag, an welchem in der Kirche des Frauenklosters daselbst das Kirchweihfest begangen wird, einen Markt abzuhalten, und zwar soll 14 Tage vor- und 14 Tage nachher volle Freiung sein. Im Mittelalter, wo das Städtewesen sich immer mehr ausbildete und St. Veit als Hauptstadt des Landes der Centralpunkt aller durch Kärnten führenden Handelswege war, gewann dieser Markt immer mehr an Bedeutung und gestaltete sich in der Folge der Zeit zu einem völligen Volksfeste.

Eine Eigenthümlichkeit desselben war die feierliche Uebertragung der Freiung auf die Marktwiese. Schon 14 Tage vorher wurde dieselbe unter Glockengeläute, das durch eine volle Stunde währte, am Hauptplatze aufgepflanzt. Am Marktsonntage selbst aber wurde es in den Nachmittagsstunden am Platze lebendig, aus Nah und Fern strömten Leute herbei, um einem Aufzuge beizuwohnen, wie er in ähnlicher Weise nur bei der Burgfriedbereitung stattfand, an welchem die ganze Bürgerschaft, ja selbst der Stadtrichter und der ganze Rath sich betheiligten. Kopf drängte sich an Kopf, alle Fenster waren besetzt, als die mit Blumenguirlanden und farbigen Bändern geschmückte Freiung vom Pfahle herabgelassen und unter Trompetenstößen der Stadtmusikkapelle den sechs bereitstehenden, stattlich herausgeputzten Bürgern übergeben wurde, welche dieselbe in wagrechter Lage auf ihre Schultern nahmen, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich bereits zum Gange auf die Marktwiese geordnet hatte. Denselben eröffneten die Schinderleute, welche aus allen Gegenden Kärntens zusammengekommen waren, der Leyermann an der Spitze. Die schrillen Töne seines Instrumentes übertönte das Trompeten-

gedröhne der Stadtmusikanten, die ihnen auf dem Fuße folgten. An diese schloß sich ein Trupp berittener Bürger an, mit aufgestülpten Hüten und mit Hellebarden. Nun kam die Freiung; zu beiden Seiten derselben schritten die Trabanten einher in geschlossenen Reihen als Ehrenwache; es folgten sodann der Richter und der Rath der Stadt zu Roß mit dem Stadtschreiber in schwarzsammtenen und Scharlachgewändern. Der lange festliche Zug wurde durch einen Trupp berittener Bürger und eine Abtheilung der Stadmusikkapelle beschlossen. Man kann sich die Aufregung und freudige Stimmung wol denken, die bei diesem pomphaften Aufzuge in der ganzen Stadt herrschte. Alles, was nicht durch die enge Bogenhalle des Wartthurms hinauskonnte, eilte auf Umwegen zur Marktwiese hinaus, wo sich ebenfalls eine große Masse von Neugierigen eingefunden hatte, die in gespannter Erwartung der Ankunft des Festzuges entgegensahen. Welche Freude spiegelte sich auf allen Gesichtern ab, als endlich der Zug in gemessenen Schritten mit klingendem Spiele, begleitet von einem unabsehbaren Menschengewimmel durch die enge Gasse, welche auf die Wiese hinausführt, daherkam; lauter Jubel erscholl, als die Freiung aufgepflanzt wurde, der plötzlich in lautlose Stille umschlug, als der Stadtschreiber seine Stimme erhob und mit dem stereotypen Anlaufe: „Hört und lost! Euch verkündet mein Herr und Stadtrichter fürstliche Freiung" der lauschenden Menge die Freiheiten und Verbote für den mit Aufpflanzung der Freiung beginnenden Jahrmarkt verkündete.

In späterer Zeit übernahm dieses Amt der Gerichtsdiener, der nächst der Freiung auf einem Tische eine drollige Ansprache an das Volk hielt. Ein Witz übertraf den andern an Derbheit. „Wer Geld hat", sprach er unter andern, „dem stehen alle die vielen Dinge, die da aufgestellt sind, zu Gebote, ohne Geld möge Niemand Etwas nehmen, wenn er dabei attrapirt wird, kommt er zu mir, ich hab' auch allerlei Artikel in meinem Kramladen: Armspangen, Bänder, Schnüre, eisenfeste Riegel u. s. w." Nach dieser Rede zerstreute sich die Menge und der Markt nahm seinen Verlauf.

Zur Einhebung des Standgeldes wurden vom Stadtrichter und Rath eigene Hüttenmeister bestimmt, die für ihre Mühe vier Pfund Pfennige als Remuneration erhielten, auch Aufseher wurden bestellt, „damit kein betrüglich und verbotenes Spiel geübt werde mit falschen Würfeln. Sie mußten die Sparkrüge stets in der Hand halten, zur Einsammlung des Spielgeldes und in den Spielhütten stehen." Ein großartiges Scheibenschießen wurde ausgeschrieben, an welchem alle Schützen gratis theilnehmen konnten. Noch jetzt sind einige humoristische „Marktscheiben" aus dem vorigen Jahrhundert in der St. Veiter Schießstätte zu sehen.

Die einfachste Form dieses Brauches erhielt sich bis auf unser Jahrhundert und wurde erst vor einigen Decennien, als nicht mehr

zeitgemäß, abgestellt, in neuester Zeit jedoch als eine alte volksthümliche Gepflogenheit, die gerade nichts Anstößiges an sich hat, wieder gestattet. Nun wird die „Freiung“ unter Begleitung des mit einer Hellebarde bewaffneten uniformirten Gemeindedieners mit Musik auf die Marktwiese hinaus getragen. Die „Schinderleute“ mit der Leyer haben wieder den Vortritt. Sie lassen sich dieses alte Recht nicht nehmen, das nun ohne Bedeutung, in der Vergangenheit seine Erklärung sucht. Die „Schindersleute“, welche in den früheren Jahrhunderten im Lande gleich den Parias in Indien mit Verachtung behandelt wurden, durften sich auch bei Volksfesten sonst nirgend sehen lassen. Nur für die Dauer des St. Veiter Marktes wurde vermöge der Marktfreiheiten diese allgemeine Verachtung gleichsam sistirt und ihnen die Betheiligung am Volksfeste gestattet. Die sonst aus aller Volkslustbarkeit Verbannten, eröffneten auch, als wollten sie die erste Minute der kurzen Gleichberechtigungsfrist benützen und offen ihr Recht zu Schau tragen, den Festzug und eröffnen ihn dem alten Herkommen gemäß auch heute.

# Aus dem Gailthale.

## Sitten und Bräuche der Gailthaler.

Reich an alpinen Landschaftsbildern, wie das Möll- und Maltathal, ist das Gailthal. Am Ausgange desselben in die herrliche Villacher Ebene erhebt sich der Rigi Kärntens, die Villacher Alpe (6414'), mit ihren fast senkrecht abfallenden Felswänden — weiter westlich in der Nähe des Vorortes Hermagor der Gartnerkofel (6980') mit seinen kammartig in die Luft starrenden Felszinnen, in dessen Mulden die Wulfenia carinth. wuchert, weiterhin zeigt sich der mächtige Reißkofel (7472'), das Jaukengebirge, die Kellerwand (9000') mit ihrem kleinen Gletscheransatz und dem idyllischen Alpenthale „auf der Plecken", der Polinigg (7358'), an dessen Fuße die Ortschaften Mauthen und Kötschach, in höchst pittoresker Lage — letzteres eine beliebte Sommerfrische der Wiener. — Im hochgelegenen Lesachthale mit dem imposanten Klostergebäude am äußersten Ende desselben, in einer Alpeneinsamkeit, wo man kaum mehr eine menschliche Wohnung vermuthet, erheben sich die Unholde, der Paralba (8512'), welche die Blicke des Touristen fesseln.

Auch ein paar nicht unbedeutende Wasserfälle im Kronhofer- und Nölblingergraben und einige kleinere Seen, unter diesen der vielbesuchte Alpensee in der Wolaya mit großartiger Felsumrahmung, hat das Thal aufzuweisen. Nach diesem landschaftlichen Exkurs, den man uns zu gute halten wolle, da das Thal wenig bekannt ist, wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Bevölkerung desselben zu.

Dieselbe zerfällt in drei, in Sprache, Tracht und Sitte von einander unterschiedene Gruppen.

Im Untergailthale wohnen Slaven — ein in sich völlig abgeschlossenes Völkchen, — mit der auffälligen Tracht des weiblichen Geschlechtes, den kurzen, kaum über das Knie reichenden dunklen Röckchen, so daß das zierliche rothe Strumpfband sichtbar ist. Im Mittelgailthale finden wir Deutsche, die sich von den übrigen

Kärntens wenig unterscheiden, nur daß der italienische Typus hie und da vorschlägt, während sich die Lesachthaler in Tracht und Sprache als Tiroler manifestiren; — da begegnen wir den gelben Schürzen und den spitzen Filzhüten, wie im Pusterthale. Ihrer Gewandtheit in Handel und Wandel, die sie sich als Viehhändler auf ihren weiten Reisen -- oft wandern sie mit ihren Schafheerden bis nach Paris — erworben haben, verdanken sie den etwas anrüchigen Beinamen „Wedler".

Die wellenförmig sich hinziehenden Alpen an der Grenze Italiens laden zum Betriebe der Viehzucht und Milchwirtschaft — die dunklen Forste in den vielverzweigten Gräben mit ihrem Holzreichthum zur Holzindustrie ein.

Milchwirtschaft, Viehzucht und Holzindustrie — diese Trias bildet die fast ausschließliche Erwerbsquelle des Gailthalers.

In den tiefen Gräben arbeiten Brettersägen in rastloser Thätigkeit, wobei ganze Kolonien von Holzarbeitern Beschäftigung finden. Erst seit den dreißiger Jahren wird die Holzabstockung hier im Großen betrieben. Italienische Spekulanten kauften ganze Waldparzellen und bauten Sägemühlen. Die Thalbewohner legten dagegen Protest ein, Kommission auf Kommission erschien in den einsamen Bergschluchten, alles vergeblich, so wurden die Berge an so manchen Stellen mehr oder weniger ihres Schmuckes beraubt. In neuerer Zeit verlegen sich auch Einheimische auf die Holzspekulation, aus allen Gräben ertönt nun das „Hoi, Hoi" der Holztreiber. In der Nähe von Mauthen findet man seit neuester Zeit eine Zündhölzchen-Hobelfabrik, während dieses Geschäft vor wenigen Jahren noch ärmere Thalbewohner betrieben.

An den Alpenmatten weiden den Sommer über zahlreiche Rinderheerden. Im Untergailthale, wo sich auf Anregung des unermüdlichen Sekretärs der Landwirtschaftsgesellschaft (C. Schütz) eine Käsereigenossenschaft gebildet hat, wird auf der Eggeralpe, im Obergailthale „auf der Plecken" auf der Unterberger- und auf der Wallischalpe die Käseerzeugung im Großen betrieben.

Ein wahres Freudenfest ist der Auf- und Abtrieb von der Alpe. Beim Auftrieb, gewöhnlich am Veitstag (15. Juni) dürfen die Kühe nicht aufgeputzt werden; höchstens, daß der Halter ein Blumensträuschen sich aufsteckt und der Stier die Ehre hat, das „Melkfechterl" an den Hörnern zu tragen; es darf dabei kein Muthwille getrieben werden, sonst hat man kein Glück auf der Alm. Um so toller geht es beim Abtrieb von der Alpe um Maria-Geburt her. Fast alle Kühe sind mit Kränzen aus Almblumen und mit den auf langen Schnüren angereihten rothen Fruchtknoten der wilden Rose geschmückt; im Aufputz des Stieres schwankt eine lange Hahnensteisfeder. Nicht wenige der heimkehrenden Rinder tragen Schellen oder „Tuschglocken". Wenn eine Heerde unter Vortritt der „Leitkuh" dem

Gehöfte des Alp=Herrn sich naht, erdröhnen Böller=Salven als Freudengruß durch die Lüfte. Hat sich jedoch auf der Alm irgend ein Unglück ereignet, so geht der Abtrieb in aller Stille vor sich; da werden die Kühe nicht aufgeputzt, da hört man keinen Böllerknall, und das sonst so freudig durch die Bergschluchten „hilldernde“ Gejauchze verstummt.

Obschon das Gailthal zu den von Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Emanuel Herrmann im Jahre 1869 herausgegebenen Sammlung der Kärntnerlieder verhältnismäßig nur wenig beigetragen hat, wird das Lied hier nicht weniger als anderwärts kultivirt. „Vierzeiler“ oder „Schwazliedlan“ hört man hier seltener als im Kärntner Unterlande; aber es vergeht kein Feierabend und Feiertag, an welchem nicht gesungen wird oft bis tief in die Nacht hinein, meist sind es Soldaten= oder Liebeslieder, die auf's Tapet gebracht werden. Besonders melodisch ist der Gesang der slovenischen Mädchen, eine sinnbestrickende Wehmut klingt aus demselben heraus.

Die Gailthaler sind ein munteres, aufgewecktes Völklein, rauh und frisch wie der Wind, der von den Bergen herab durch das Thal saust, und nicht ohne Mutterwitz; — so manche tüchtige Männer, die in irgend einem Fache hervorragendes geleistet und noch leisten, sind aus demselben, wie aus dem nahen Möllthale hervorgegangen.

Die Lebensweise des Gailthalers ist höchst einfach, seine Hauptnahrung bildet die „Polenta“, die ihn tagtäglich daran erinnert, daß er im Grenzbezirke gegen Italien wohnt. Zu seiner Bekleidung gibt noch immer selbst erzeugter Loden den Stoff, wenn schon der Hausierhandel und die Mode demselben das Gebiet immer mehr streitig machen. Ein besonderer Zug seines Charaktes ist eine Hinneigung zur Sparsamkeit; zehnmal wendet er den Gulden um, bis er ihn ausgibt; aber an Kirchtagen und bei Hochzeiten, da kennt seine Großmut keine Schranken, da gilt es, sich sehen zu lassen und „wenn auch eine Kalben draufgeht“ wie er sich ausdrückt; da muß der Tisch unter der Last der Gerichte sich beugen, da muß es hoch — und lustig hergehen.

Im Obergailthale erhält am Kirchtage jeder Dienstbote im Hause zwanzig Paar Krapfen, gewöhnlich aus Roggenmehl, und einen Laib Brod und am Tisch darf das charakteristische Kirchtagsgericht: das „Lunkmus“, bestehend aus Mehl, Milch und Weinbeeren, nicht fehlen. Der Tanzboden im Wirtshause bildet, wie überall, den Centralpunkt der ganzen Kirchtagsfreude. Die Burschen aller benachbarten Ortschaften werden mit Musik abgeholt und ziehen unter Böllerknall in das Dorf ein. Im Untergailthale bei den Slovenen jedoch ist es die gewöhnlich am Kirchenplatze stehende Linde, um welche sich die ganze Kirchtagslust dreht. An einem unter deren Aesten angebrachten Holzgestelle sitzen die Musikanten. Die Linde ist den

Slovenen noch immer ein geheiligter Baum; den Tanz unter derselben eröffnet immer ein religiöses Lied; erst nach Absingung desselben darf der Tanz beginnen, bei welchem an einer althergebrachten Tanzordnung festgehalten wird, denn die Linde darf weder durch Zank- noch Streithändel entweiht werden. Eigenthümlich ist es, daß nur ledige Personen am ersten Tage des „Kirchweihfestes“ an diesem Tanze theilnehmen dürfen.

Abseits der Linde stehen und sitzen die Mädchen in dichtgedrängter Schaar in blühendweißen Hemdärmeln, mit dem eigenthümlich am Busen befestigten buntfarbigen Tuche. Die Burschen holen sich, denselben die mit Wein gefüllte Zinkanne zubringend, Eine nach der Andern heraus.

Nach einer Gesangsstrofe beginnt der hüpfende „Hoche Tanz“, der nur einige Minuten dauert und dreimal wiederholt wird, worauf erst die landläufigen Tänze folgen. Diese Regel gilt für alle am Tanzvergnügen Theilnehmenden. So geht es fort, bis die Dämmerung hereinbricht. Wenn die Aveglocke ausgeklungen, soll kein Mädchen unter der Linde mehr sich sehen lassen.

In Windisch-Feistritz wird ~~dies~~ gelegentlich das sogenannte „Kufenstechen“ aufgeführt, das viele Aehnlichkeit mit dem Lanzenstechen der Fischer am Starnberger See hat, welche ein in Manneshöhe über dem Seespiegel angebrachtes Faß im Vorbeifahren in Trümmer schlagen.

Die Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ brachte im Jahre 1875 die Illustration zu diesem vielgerühmten Fischerfeste.

## Das Kufenstechen.

Dieses schon öfters in Wort und Bild dargestellte Kampfspiel wurde vor Zeiten in den meisten slovenischen Ortschaften Untergailthals an Kirchtagen unter großem Zulauf des Volkes aufgeführt. In neuerer Zeit jedoch ist dasselbe immer mehr und mehr in Verfall gekommen und hat sich nur in Feistritz an der Gail noch erhalten, wo es immer noch einen integrirenden Theil der Kirchtagsfreuden bildet.

Feistritz ist das größte slovenische Dorf des Thales, es zählt über hundert Nummern. Die Häuser, die zu beiden Seiten des Achomiz-Baches lange Gassen bilden, haben fast alle dieselbe Physiognomie. Sie bestehen aus einem gemauerten Souterrain für Wohnungen und einer über demselben aus Brettern gezimmerten Scheune, mit einer einfachen Holzgalerie.

Ueber die Häusergruppen erhebt sich auf einem schroffen Felsvorsprunge die ansehnliche Pfarrkirche, an der Stelle gebaut, wo weiland die alte Burg Schorffenstein stand, von der noch ein gedeckter Bogengang erhalten ist. Der etwas steile Anstieg ist lohnend in landschaftlicher als architectonischer Richtung, denn das Innere der Kirche bietet manches Bemerkenswerte; namentlich einen kleinen, aber geschmackvoll ausgeführten Marmoraltar, der an seiner Rückseite die Jahreszahl 1662 trägt und einige in der Wand eingelassene guterhaltene Grabsteine. Von diesem Höhepunkte aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die anmutig gelegenen Ortschaften des Mittelgebirges, mit den Bleiberger Höhen im Hintergrunde. Gerade vor uns erhebt sich der Dobrač (auch die Villacher-Alpe genannt) in voller Majestät, dessen schroff und steil abfallende, graue zerklüftete Kalkwände uns die furchtbare Katastrophe: jenen gewaltigen Bergsturz, der im Jahre 1348 viele Ortschaften verschüttete — in's Gedächtnis rufen. Zu unsern Füßen liegt, wie ein offenes Buch, das Dorf Feistritz, durchschnitten vom Bache, der mit starkem Gefälle dem Gail-Fluß zueilt.

Dieser Bach soll, wie die Sage geht, für gedachte Ansiedelung den Grund gelegt haben. Nach dem Absturz des Dobrač versumpfte der Thalgrund, weil die Gail, in ihrem Laufe gehemmt, die Ufer überflutete, da führte der Achomiz-Bach aus den Gräben am Fuße der Göriacher-Alpe Schuttgeröll und Humus zu Thal und schuf festen Boden, wo die Leute mittlerweile Wohnsitze bauten.

Die langgestreckte Dorfgasse durchwandernd, trifft man dort, wo sich dieselbe zu einem geräumigen Platze, insgemein „Trate" genannt, erweitert, zunächst der Fahrstraße einen eingerammten Pfahl, der seiner sonderbaren Form halber unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Diese graue verwitterte Holzsäule, mit eingeschnittener Jahreszahl, deren oberes Ende einen meterlangen dünnen Zapfen bildet und wie eine aufrechtstehende Achse aussieht, dient zur Aufnahme der Kufe (Faß), deren Ober- und Unterboden zu diesem Zwecke durchlöchert wird, daß sie um den Zapfen wie ein Rad um die Achse sich dreht.

In Mitte dieses großen, von Häusern umsäumten Dorfplatzes standen vor Jahren zwei mächtige Fichten, wahre Prachtexemplare, die ihresgleichen in der waldigen Landschaft suchten. Unter ihren dichten und schattenreichen Aesten befand sich das Holzgestelle für die Musikanten. Durch eine lange Reihe von Jahren tobte hier an Kirchtagen der fröhliche Reigen, bis diese hehren Veteranen der Baumwelt bei dem großen Brande (1865), der das ganze Dorf in dem kurzen Zeitraume von einer Stunde in Asche legte, zu Grunde gingen.

An ihrer Stelle wurden zwei Lindenbäumchen gepflanzt und mit einem schützenden „Zaune" umfriedet; doch wird noch viel

Wasser die Gail hinabfließen, bis sie die herrlichen Fichten werden ersetzen können, — dieweilen tanzt die slovenische Dorfjugend unter der Linde am oberen Platze vor dem Posthause.

Am Pfingstmontag, wenn der Himmel freundlich herniederschaut und die Alpen ringsum im goldigen Sonnenschein leuchten, füllt sich die Trate mit Neugierigen, die von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen herbeikommen. Es gibt ja hier ein Schauspiel, das man sich seiner Eigenthümlichkeit wegen immer gerne anschaut.

Wenn die Mittagsglocke verklungen, zieht die Musikbande mit klingendem Spiele auf.

Auf schweren robusten, mit farbigen „Wollkotzen“ bedeckten Fuhrmannspferden kommen die mutigen Reiter, zumeist junge kräftige Bursche, mit frischen fröhlichen Gesichtern daher, den schweren Eisenstecken in der Rechten, die seidene Zipfelmütze am Haupte, deren Quaste auf den Rücken herabfällt.

In gemessener Entfernung vom Pfahle, an welchem die Kufe, die einige Zeit im Wasser liegen muß, damit sie länger Widerstand zu leisten vermag, aufgepflanzt ist, wird Halt gemacht. Da werden nationale Lieder gesungen. Auf einen Trompetenstoß setzen sich die Reiter wieder in Bewegung, die Rosse greifen aus und schütteln die mit rothen Bändchen durchflochtenen Mähnen. Einer nach dem Andern reitet an der Kufe vorbei, derselben nur einen siegesfreudigen Blick zuwerfend. Am unteren Ende des Platzes sammeln sich die Reiter und der Ritt beginnt auf's Neue.

Nun gilt's der Kufe.

Mit verhängtem Zügel im Galopp sprengen sie nun in derselben Ordnung so knapp als möglich an der Kufe vorüber. Jeder ist möglichst bemüht, derselben einen tüchtigen Stoß oder Schlag zu versetzen. Es gehört ein kraftvoller Arm dazu, um den schweren Eisenstecken mit Sicherheit zu schwingen.

Jeden Luftstreich begleitet lautes fröhliches Gelächter, jeden sicheren Treffer weithallendes Gejauchze.

Manchmal geschieht es, daß der Eisenkolben abprallt und das Pferd streift, so daß es mit dem schwankenden Reiter über Stock und Stein davonrennt.

Diese Kraftprobe wiederholt sich so lange, bis die Reife abfallen, die Dauben aus den Fugen gehen und die Kufe in Trümmer fällt.

Die abgefallenen Reife werden dann von einem Burschen aufgelesen und nach einander in die Höhe gehalten. Die im Carrière vorbeisprengenden Reiter fassen dieselben mit den Eisenstecken auf. Der Kranz aus künstlichen Blumen aber, welchen ein schmuckes Mädchen am Pfahle aufsteckt, gehört dem Sieger, der die Kufe mit einem wuchtigen Streiche zertrümmerte.

Die Anschaffung des Kranzes obliegt den heiratsfähigen

Mädchen des Dorfes. Jedes steuert gewöhnlich einen Silberzwanziger dazu bei. Dafür hat der Held des Tages die Verpflichtung, dieselben mit Wein, welcher mit Zucker gemischt getrunken wird, zu traktiren und mit der Spenderin des Kranzes den Tanz unter der Linde zu eröffnen, welcher den nicht minder geräuschvollen zweiten Theil des nationalen Festes bildet.

## Die Hochzeitsbräuche der Gailthaler.

Die Hochzeitsbräuche dieses Völkchens bieten manches Eigenthümliche, das einer Besprechung werth ist; um jedoch Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir dieselben nun flüchtig skizziren. — Nach der „Vorstellung" im Pfarrhofe wandert die Braut und der Bräutigam ohne jedwedes Abzeichen separat mit ihrem „Ladmann", den der „Buschen" am Hute und der „Laderstock" charakterisirt, von einer Ortschaft zur andern, gewöhnlich in hastiger Eile. In jedem Hause werden sie mit „Strauben", „Geist", Kaffee ꝛc. bewirtet und schließlich drückt der Hausvater der Braut eine Silbermünze mit einem Segenspruche in die Hand.

Am Vorabende des Hochzeitstages findet im Hause der Braut das „Kranzelpint" statt: ein Festessen mit Musik und Tanz, an welchem die ganze Ortschaft sich betheiligt. Noch ehe die Sonne zur Rüste geht, wird der „Brautkasten" überführt. Wohnt die Braut hoch oben in einem Berggehöfte, so fahren die „Kastenführer" zuweilen abseits des schmalen steinichten Weges kerzengerade über eine steile „Leiten" nieder; um dieses Bravourstück regelrecht auszuführen, braucht jeder Kastenführer ein „kuhmaulvoll Geist" (Branntwein). Bei der „Klause" — einer aus Fichtenbäumchen am Wege errichteten, mit farbigen Tüchern geschmückten, mit einer Kette abgesperrter Pforte — werden sie von der maskirten Klausenwache aufgehalten. Da spielt sich eine muntere Szene ab. Nach langem Debattiren und nach Entrichtung des Mauthgeldes wird endlich die Kette gelöst und der schwere Leiterwagen mit dem Brautkasten und dem in ein „Leintuch" (Linnentuch) eingepackten Plunder rollt unter Gesang und Gejauchze der Burschen durch das Fichtenthor weiter.

Am Hochzeitsmorgen durchschwirren Musikklänge, bald aus dieser, bald aus jener Richtung kommend, die Luft. Der Ladmann geht mit den Musikanten von Haus zu Haus, die geladenen Gäste „absuchen", d. h. zum „Frühstück", das im Hause der Braut und des Bräutigams stattfindet, zu rufen. Dieses besteht aus Knödelsuppe, Eingemachtem, Kraut mit Wurst und Speck ꝛc., und „Klatzen-

suppe" als Konfekt. Wie man sieht, werden bei Gelegenheit einer Hochzeit ziemlich große Anforderungen an den Magen gestellt.

Nach geschehener „Abbitte", wobei kein Auge trocken bleibt, werden die aus der ganzen Umgegend requirirten „Gefährte" (Wägen) bestiegen, um zum Pfarrhof zu fahren. Die Aelpler müssen freilich zu Fuß bis zur Thalsohle wandern. Daß bei dieser Fahrt Gesang und Gejauchze die Luft erschüttert, und Jung und Alt in die Dorfgasse lockt versteht sich von selbst. Haben sich Braut und Bräutigam und alle zur Hochzeitsfeier erbetenen Funktionäre im Pfarrhofe zusammengefunden, so ordnen sich die denselben umlagernden Hochzeitsgäste zum „Kirchgang". Wir wollen uns denselben näher betrachten. Voran schreitet die Musikkapelle, einen lustigen Marsch intonirend, ihr folgt die Schaar der Burschen und „Mander" (Männer), mit künstlichen Blumensträuschen am Hute, dessen oberster Rand ein kirschrothes Band schmückt, dann der Bräutigam mit seinem Führer, nach kurzer Unterbrechung die Kranzeljungfer, auf einem blanken Teller den Brautkranz und die Eheringe tragend — endlich die Braut im weißen das Haupt verhüllenden Schleier, mit dem glizernden breiten vergoldeten Brautgürtel; — den Schluß des Zuges bilden die Mädchen und Weiber, der unter Glockengeläute, Gesang und Musik in das Portale der Kirche mündet. Schaulustige aus der ganzen Umgegend haben sich zu diesem Aufzuge eingefunden, der wirklich einen höchst malerischen Anblick gewährt.

Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai;
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Diese Verse kommen Einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man die Braut im Sonntagsstaate in holder Scham, voll seliger Hoffnungen daherschreiten sieht; gar bald schwindet die Jugend, welkt die Schönheit bei der harten Arbeit dahin, und nicht selten löst sich die schöne Harmonie am Hochzeitsmorgen — in Disharmonie auf.

Im Gotteshause legt die Braut den Schleier ab und trägt nur, wenn sie noch Jungfrau ist, den weißen Kranz aus künstlichen Blumen am Haupte. Der Bräutigam nimmt, wie man sagt, vier geweihte „Palmwuzel" (Blüthenkäzchen der Weide) während der Trauung in die Schuhe; das bringt eheliches Glück.

Vor der Trauung findet der Opfergang statt. In derselben Ordnung wie beim Einzuge schreiten die Hochzeiter zweimal um den Altar und die kleinen Geldmünzen (gewöhnlich Kupferkreuzer), die früher geküßt werden, fallen klirrend auf den an der Altarecke bereitstehenden Opferteller.

Nach der Kopulation wird der „Johannessegen" getrunken und der Bräutigam und der Brautführer werfen, Letzterer im Namen der Braut, mit vollen Händen Kupfermünzen unter die zahlreich

versammelte, am Boden um dieselben sich balgende Dorfjugend; ein Brauch, der bei keiner Hochzeitsfeier des Haussegens wegen unterbleiben darf. In derselben Ordnung setzt sich nun der Hochzeitszug zum Gasthause, wo die Hochzeitstafel stattfindet, in Bewegung. Der Gastwirt kommt den Brautleuten mit einer Flasche Wein vor die Hausthür entgegen — während dieses Willkommentrunkes spielt die Musikkapelle ein „Stückl“ auf und zieht dann als Vortrapp in die gastlichen Hallen ein.

Alle Zimmer und Stuben sind mit gedeckten Tischen besetzt, denn es nehmen oft über hundert Personen an der Festtafel Theil. Der Brautführer hat Ordnung zu schaffen und zu sorgen, daß jede Hochzeiterin einen „Beisitzer“ hat, der sie zum Tanz führt; wofür sie denselben mit einem Packete Zigarren regalirt. Die Hochzeitstafel, bestehend aus einer Anzahl von Fleisch-Gerichten, zu deren Bereitung Prato's „Süddeutsche Küche“ kaum als Leitfaden diente, und bei welcher nur weißer Wein aufgetischt werden darf, dauert bis in die Nacht hinein, und ganze Berge von „Bschadessen“ werden bei Seite gelegt. Nach dem Braten erscheinen die Musikanten, die bisher das junge Volk im Tanzlokale in der heitersten Stimmung erhielten, mit ihren Blechinstrumenten in der Stubenthüre und blasen, während der Brautführer mit einem Teller in der einen Hand, eine Flasche Wein in der anderen, das „Musikgeld“ sammelt — einen „Tusch“ um den anderen, daß einem die Ohren gellen.

Während der „Ehrentänze“ am Schlusse der Tafel geht man an's „Brautstehlen.“ Die Braut wird hinter dem Rücken des Brautführers in ein anderes Gasthaus entführt, wo sich auch ein Theil der Hochzeitsgäste einfindet; da wird nun auf Kosten des Brautführers gezecht, eine Flasche Wein nach der andern und ganze Schüsseln voll kandirter Mandeln werden als Zugabe aufgetragen; die Lustigkeit schlägt immer höhere Wogen. Um die aufgeregten Geister ein wenig zu dämpfen, bringt der gefällige Wirt einen Riesen-Kaffee-Napf herein, aus welchem die braune Melange in die Gläser geschöpft wird. Endlich erscheint mit etlichen Musikanten der Brautführer, der sich freilich so manche harmlose Sticheleien gefallen lassen muß, um die Braut wieder abzuholen.

Es ist schon vorgekommen, daß man die Braut durch das Fenster entführte, wenn ihr Führer an der Thüre des Tanzsaales zu scharfe Wache hielt.

Vor Mitternacht machen sich die Neuvermälten auf den Heimweg. Alles begleitet sie bis in die Vorlaube. Die Musikanten spielen zum „Hamziehn“ einen Steirischen auf und das junge Ehepaar macht noch, ehe es das Gasthaus verläßt, am holperigen Parquette der Vorlaube ein Tänzchen — der Volksmund sagt: „damit man das Kreuz nit nacherziehen hört“. Die Musikkapelle gibt den Neuvermälten noch eine Wegesstrecke das Geleite, und so wandern sie

mit den nächsten Verwandten beim matten Schimmer einer Stalllaterne im Dunkel der Nacht ihrem oft weit entlegenen Gehöfte zu. Die Thüre desselben finden sie verschlossen; erst nach langem Parlamentiren wird dieselbe geöffnet und die alte Mutter oder wer sonst das Mahl, das schließlich noch im Hause eingenommen wird, bereitet hat, überreicht der Braut einen Laib Brod, die Gewölbschlüssel und zuweilen auch eine Henne, die sie schnell fallen läßt; bleibt dieselbe im Hause, so bedeutet das Glück in der Ehe.

## Hochzeitsbräuche der Slovenen.

Die Gailthaler Slovenen sind renommirte Pferdezüchter — die fast die ganze Thalsohle bedeckenden Moorwiesen im Untergailthale bieten dazu die beste Gelegenheit — unter ihnen finden wir hochgewachsene kräftige Gestalten in der kleidsamen, der krainischen ähnlichen Tracht. Die Meisten unter ihnen sind gewandte Reiter, die, wie der Ungar auf der Pußta, sich auf den Rücken eines der ledig auf weitem Moore weidenden Pferde schwingen, und ohne Zaum und Zügel damit fortgalloppiren.

Am Hochzeitsmorgen erscheinen die Burschen hoch zu Roß, oft bei vierzig an der Zahl. Die Pferde vom schweren Schlage sind mit rothen Bändchen zierlich aufgeputzt; von einem Sattel ist natürlich keine Rede, diesen ersetzt eine einfache „Wollkotze“. An ihrer Spitze reitet der Fähnrich mit dem Bräutigam. Ersterer trägt ein rothes, zuweilen die Nationalfarben zur Schau tragendes Fähnchen. Im raschen Galopp setzt sich der Reitertrupp in Bewegung, um die Braut, die oft in einer entfernten Ortschaft wohnt, abzuholen. Vor dem Hause der Braut wird Halt gemacht und ein nationales Lied angestimmt. Bräutigam und Fähnrich springen vom Pferde, um in das Haus einzutreten; aber der Schutzmann (Brautführer) kommt ihnen mit einer Ofengabel entgegen.

Wer seid ihr und was wollt ihr?

Der Fähnrich, der den Vorredner macht, spricht:

Wir bringen eine schöne Nelke
Und ihr habt ein schönes Blümchen,
Das wir zu einem Strauß binden wollen.
Gebt uns das Blümchen heraus.

Der Schutzmann erwidert:

Wie ich höre, seid ihr brave Leute,
Doch will ich mich erst davon überzeugen,
Beantwortet mir folgende Fragen.

Der Schutzmann stellt nun allerlei Fragen, gewöhnlich religiösen Inhalts, nach deren richtigen Beantwortung er die Braut vorzuführen hat.

Anstatt der Braut jedoch bringt er vorerst ein altes häßliches Weib herbei, das mit schallendem Gelächter empfangen, schnell wieder abzieht. Darauf wird die Kranzeljungfrau vorgeführt; doch so schmuck und lieblich dieselbe auch aussieht, der Bräutigam kann sich damit nicht begnügen; endlich erscheint die Braut im Festschmucke: mit dem kurzen dunklen Rocke, dem buntfarbigen Busentuche, die gefaltelte weiße Haube am Haupte, die jedoch seit neuerer Zeit gewöhnlich mit einem bunten Tuche ersetzt wird. Die wollsammtene Slovanka mit dem ausgeschlagenen Hemdkragen, über welche die zierlich geflochtenen Zöpfe niederhängen, und der breite, mit allerlei Zierraten ausgenähte lederne Brautgürtel vollenden ihren Anzug.

Braut und Bräutigam besteigen nun den bereitstehenden Wagen (vor Zeiten sind sie geritten), der Fähnrich mit dem Reitertrupp ziehen voraus und im Galopp geht's zur Kirche. Bei der errichteten Brautsperre (Klause) wird der Zug aufgehalten und die Braut hat nach ihren Vermögensverhältnissen den Burschen der Ortschaft ein Lösegeld zu entrichten. Den ganzen Weg hin zur Kirche erschallen nationale Lieder und frohes Gejauchze.

Nachdem die Pferde versorgt sind, findet der Einzug in die Kirche, unter Begleitung der Musikkapelle, statt. Der Fähnrich hat den Vortritt. Vor dem Altare beim Opfergang schwenkt er dreimal die Fahne. Zu erwähnen ist noch, daß der Bräutigam einen Laib Brod und eine Wurst als Opfer auf den Altar legt. Nach der Kopulation beim Auszug aus der Kirche bleiben die Brautleute an der Pforte stehen und nehmen da von den Verwandten kleine Geldgeschenke in Empfang. Die Braut wirft einen Theil davon rückwärts, der Bräutigam vorwärts unter das Volk; der Rest davon wird in den nächsten Brunnen geworfen, damit sie der Herr mit reicher Nachkommenschaft segne.

Von der Kirche geht der Zug zunächst zum Hause des Bräutigams, wo die alte Hausmutter dem Brautpaare mit einem Laib Brod, auf welchem zwei Schlüssel in Kreuzform liegen, entgegenkommt.

Schneide ab von der Gottesgabe,
Die dir nie mangeln soll —

spricht sie zur Braut, die das Brod in Stückchen schneidet und unter die umstehenden Armen vertheilt. In das letzte Stückchen wird eine Geldmünze (Silberzehner) eingedrückt und ein Knabe lauft damit um das Haus, damit es vor Unglück bewahrt bleibe.

Darauf übergibt die Hausmutter der Braut ein Gefäß mit Weihwasser und bringt eine Henne herbei, die sie über den Kopf der Braut in's Haus fliegen läßt. Diese Henne wird als Sühnopfer betrachtet, denn man glaubt, daß dieselbe alles Böse, was man den Brautleuten und dem Hause möglichenfalls anwünscht, auf sich nehme. Nun erst betritt die Braut das Haus und besprengt mit Weihwasser alle Räumlichkeiten desselben.

Nach diesen Präliminarien zieht man in's Gasthaus zum Hochzeitsmahle. Braut und Bräutigam dürfen dabei nur einen Löffel gebrauchen und die Braut trachtet auf den Rockschößel des Bräutigams zu sitzen, damit sie, wie man meint, die Oberherrschaft im Hause erhalte, d. h. ihren Mann fein unter den Pantoffel bringe.

Während der Mahlzeit wird ein Rundgesang angestimmt, an welchem alle Hochzeitsgäste theilnehmen müssen. Nach der Tafel ist das „Brautstehlen", ein Brauch, den wir schon geschildert haben, üblich.

Wenn die Brautleute Nachts nach Hause ziehen, hat sie der Schutzmann zu begleiten, ihnen schließlich den heil. Rosenkranz vorzubeten und die Braut zu ermahnen, nach alter Sitte die ersten drei Nächte nach der Hochzeit auf der harten Bank zu schlafen.

Als Ihre Majestäten im September 1856 das Gailthal bereisten, wurde in Hermagor zur Belustigung der hohen und höchsten Herrschaften eine slovenische Hochzeit von den Windischgailthalern in Nationaltracht mit allem altherkömmlichen Ceremoniell zur Aufführung gebracht.

## Das Schüsselwerfen.

Ein ganz eigenthümlicher Brauch, wie man ihn in einigen Ortschaften des Obergailthals findet, ist das Schüsselwerfen oder Schlafensingen. Eine Woche nach einer Hochzeit oder auch am Hochzeitabende selber, wie in Würmlach, ziehen die ledigen Burschen von Haus zu Haus und stehlen aus den Küchen Hafen, Teller und Schüsseln, — wenn ihnen das schadhafte Küchen-Inventar nicht freiwillig ausgeliefert wird, — wobei sich oft höchst komische Szenen ereignen. Während einige Burschen in der „Stube", wo das Mütterchen spinnt, mit den Hausleuten ganz gemüthlich „gaßen", (auf die Gassa gehn, plaudern, auch Besuche machen), um jeden Verdacht abzuwenden, fallen die anderen über das Küchengeschirr her und füllen damit ihre Rückkörbe. Welche Augen das betrogene Mütterlein macht, wenn es am nächsten Morgen ihr Laboratorium betritt, und da und dort einen Hafen, eine Schüssel vermißt, kann man sich vorstellen. „Aufi sein sie fein leicht kommen" sagte eine Hauswirtin voll Aerger über die Schüsselwerfer, weil sie ihr das beste Küchenzeug entwendet, — „âber (herab) sein sie mehr g'walgen".

So machen es die Burschen in mehreren Gehöften, bis sie ihre Rückkörbe gehörig gefüllt und noch dazu ein Paar Sauerbrunnflaschen mit „Geist" (Gemisch von Spiritus und Wasser) erobert haben. Es ist dies das gewöhnliche Getränk der Gailthaler. Die auf diese Weise Bestohlenen schweigen gewöhnlich darüber, damit sie nicht als Düpirte noch dazu ausgelacht werden, nicht zum Schaden

auch noch den Spott haben. — Und gegen Sitte und Brauch vermag ein Einzelner nicht anzukämpfen.

So bepakt wandern die Burschen in stiller Nacht die Bergpfade hinan. Vor der Behausung der Neuvermälten wird Halt gemacht und berathen, wie sie unbemerkt in die Vorlaube des Hauses sich einschleichen könnten. Die Hausthüre sind meistens fest geschlossen; aber es gibt ein Hinterpförtchen, das leicht zu öffnen; im äußersten Falle muß sich ein Nachbar als trojanisches Roß verwenden lassen, um den Burschen Eingang zu verschaffen. Sobald die Lichter im Hause erlöschen, schleichen sie auf den Zehen hinein, stellen sich ganz geräuschlos im Kreis vor der Thür der „Kemate“ auf und beginnen ein vielstrophiges Lied abzusingen.

„Es schlaft Alles schon,
Wo wir jetzt klopfen an.
Der Tag hat sich geendet,
Die Hochzeit ist vollendet.
Braut und Bräutigam
Schlaft nun in Gottes Nam
Beisammen müßt ihr bleiben,
Bis euch der Tod wird scheiden:
Wir wünschen euch den lieben G'sund!
Alle Tag und alle Stund. U. s. w.

Wir singen euch zum B'schluß
Mit einen Freudenschluß,
So viel als Hafenscherben,
So viel soll'n Kinder werden.
Amen, das werde wahr,
A' Sproß in jedem Jahr.“

Um den Worten des Liedes mehr Nachdruck zu geben, werfen sie nach jeder Strophe die Hafen und Schüsseln mit Gewalt in die Thüre, daß die Scherben weit umherfliegen.

Das Gepolter zieht die Nachbarsleute herbei, die mit Laternen erscheinen und den wunderlichen Schauplatz beleuchten. Eine Photographie dieser Gruppe gäbe ein hogarthisches Bild.

Unterdessen haben die Neuvermälten die Thüre geöffnet und Jung und Alt trippelt nach Vollendung des Liedes über die Scherbenhaufen in die Stube, wo ein Tisch mit Brod und „Geist“ für die Sänger bereit steht. Auf das „Hackbrett“ hat man nicht vergessen, und so wird gezecht und getanzt oft bis spät in die Nacht hinein.

Am frühen Morgen hat die neue Hauswirtin das sonderbare Vergnügen, die Scherben, oft ein Paar Graskörbe voll — mit eigenen Händen wegzuräumen.

Nicht minder eigenthümlich ist die hier herrschende Sitte, wol auch ein Ueberrest aus der grauen Vorzeit, dem Brautwerber, wenn er abgewiesen wird und unverrichteter Dinge heimkehrt, in der Nacht einen „Schlegel“ (Hammer) an die Außenwand seines

Hauses mit Pechöl anzumalen — eine satirische Anspielung auf seine mißlungene Brautwerbung.

„Er hat einen Schlegel gekriegt" ist die stehende Redensart, wenn ein Brautwerber einen Korb erhält.

Diese Sitte erinnert an Miölnir Donars (Thôr) heiligen von den Zwergen geschmiedeten Hammer, welcher bei den alten Germanen die Ehen einweihte.

In Thrymskwida, dem sinnvollen Mythus von Thôr (Donar), diesem schönsten Gedichte der Edda, geschieht dieses altnordischen Brauches besonders Erwähnung. Als Thôr seinen Hammer, das Symbol des Blitzes, einst beim Erwachen vermißte, welchen Thrym, der Riesenfürst acht Rasten tief unter der Erde verborgen hielt und nicht eher herausgeben wollte, bis ihm Freyja als Braut zugeführt werde, nahm Donar, um seinen Hammer wieder zu gewinnen, zur List seine Zuflucht. Als Freyja verkleidet, wanderte er mit Loki, der ihn als Magd begleitete, nach Riesenheim; und als sie dort beim Hochzeitsmale saßen, befahl Thrym. der Riesenfürst, ohne die List zu ahnen, den Hammer Miölnir herbeizuholen, um die Braut nach nordischer Sitte mit dem Hammer zu weihen. Da ergriff Thôr den Hammer, erschlug den Riesen und vernichtete sein ganzes Geschlecht.

## Die Sternsinger.

Wie in anderen Gebirgsthälern Kärntens, ist auch im Gailthal das „Sternsingen" in Schwung. Vom Neujahrstage bis Dreikönigsabend ziehen die Kirchensänger in ihren gewöhnlichen Sonntagskleidern von Ort zu Ort, von Haus zu Haus in der Gemeinde, um ihre frommen Weihnachtslieder zum Besten zu geben. Ihnen voraus schreitet der „Sterntreiber" mit dem rotirenden Stern auf langer Stange, der Abends beleuchtet wird und in dunklen Nächten als ein stralender Wegweiser dient. Nicht gar lange ist es her, daß in manchen Ortschaften die Dreikönige im flitterreichen Kostüme erschienen, mit Kronen von Rauschgold auf den Häuptern, des Mohren Gesicht war mit Kienruß geschwärzt, daß es glänzte, wie lackirt und das Weiß der Augen und das Roth der Lippen grell abstechen ließ — eine besondere Augenweide für kleine und große Kinder. — In ausgedehnten Pfarreien geht ein robuster Bursche als „Sackträger" mit, welcher die Obliegenheit hat, die in Victualien aller Art bestehenden Gaben — eine kleine Entlohnung für die am Chore geleisteten Dienste — in seinen „wirchenen" Sack einzuheimsein, welch' letzterer mittlerweile immer schwerer und schwerer wird, daß er oft von einer Schulter auf die andere wandert; aber auch

die Köpfe der „Sternsinger“ werden zuweilen immer schwerer; denn überall, wo sie hinkommen, werden sie mit Freuden aufgenommen und mit ländlicher Ausgiebigkeit bewirtet.

In der Vorlaube des Hauses stimmen sie ihr vielstrophiges Weihnachtslied an, das einige recht naive Stellen enthält und also beginnt:

Vor 18** Jahr,
Da uns der Messias geboren war
Von Maria der Jungfrauen;
Dies zeigt ein Stern in Orient an,
Drei Könige ihn beschauen.

Der Segen kommt von Himmelstron,
Wir singen den ehrsamen Hauswirt an
Sammt seiner geliebten Hausfrauen,
Und alle im Hause, den laß Gott der Herr
Seinen Segen auf sie thauen u. s. w.

Eine Variante dieses Liedes aus dem Möllthale ist im Anhange des kärntnischen Wörterbuches von Dr. Mathias Lexer (Leipzig, Hirzel, 1862) vollinhaltlich angeführt.

Die Dellacher „Sternsinger“ beginnen mit einem Wechselgesang. Die Mittheilung des Textes dürfte seiner Originalität wegen interessiren. Einer der Sänger, der über eine tüchtige Baßstimme verfügt, begibt sich in die Stube, um die Rolle des Hauswirtes zu übernehmen.

An die Stubenthüre wird geklopft:

Wirt: Wer klopft an!
Josef: O, zwei gar arme Leut'.
Wirt: Was wollt ihr dann.
Maria: O, laßt uns ein doch heut.
Beide: O, wir bitten Eines, bitten,
Nehmt uns auf in eure Hütten.

Wirt: Nein, nein, nein.
Josef: O wol, es kann schon sein.
Wirt: Nein, es kann nit sein,
Ihr kommt nit ein!

Wirt: Was wollt ihr hier?
Josef: Um Herberg bitten wir;
Wirt: Geht von der Thür!
Marie: So heißt es für und für.
Beide: Liebe Leut, seht doch uns armen,
Gott wird sich eurer erbarmen.

Wirt: Fort, fort, fort.
Josef: Gut's Wort find oft gut's Ort.
Maria: Ach, das sind doch harte Wort.
Wirt: Sucht euch nur ein andres Ort,
Geht nur fort, macht nit viel Wort.

Wirt: Hinweg mit euch.
Josef: Ein Winkel sei vergönnt,
Wirt: Packt euch nur gleich.

Maria: Als ehrlich uns erkennt,
Beide: O mein Gott, was muß ich sehen,
Nit erhört bleibt unser Flehen.
Wirt: Geht nur fort.
Josef: Zeigt uns ein andres Ort.
Wirt: Dort klopft an.
Maria: Man uns verstoßen schon.

Wirt: Nun ist es aus,
Ich, hab für euch kein Ort,
Ich, hab für euch kein Haus.

Wirt: Was weinet ihr.
Josef: Vor Kälte sterben wir.
Wirt: Wer kann dafür?
Maria: O macht doch auf die Thür.
Beide: Ueberall sind wir verlassen,
Voll ist es in allen Gassen.
Wirt: Auch bei mir.
Josef: Wir wollen's glauben Dir.
Wirt: Geht nur von hier.
Josef: Wir müssen sterben schier.

Wirt: Ei, die Bettelsprach' führt ihr,
Ich kenn sie schon,
Geht nur von hier.

Wirt: Ein Viehstall hier.
Josef: Ich kann nit anders mehr.
Wirt: Euch zum Quartier.
Maria: O, lieber Gott und Herr!
Beide: O, mein Kind, nach Vaters Willen,
Wollen wir die Armut fühlen.
Wirt: Ist gut für euch.
Josef: Wenn's nur Gott giltet gleich,

Wirt: Seid ihr arm oder reich,
Mir gilt's gleich;
Ist gut für euch.

Während dieses Wechselgesanges herrscht lautlose Stille unter den Leuten in der Stube, ein feierlicher Ernst bemächtigt sich aller Gemüter, selbst Thränen stehen in manchem Auge. Nach Beendigung desselben kommen noch einige Königs- und Hirtenlieder zum Vortrag.

Kaum ist die letzte Strophe verklungen, wird in der Stube der Tisch gedeckt und ein Imbiß bestehend aus: „Geist", Selchfleisch, Würsten mit Kraut und anderen Leckerbissen aufgetragen, welchem die „Sternsinger" in gewohnter Art wacker zusprechen, da nicht allein die scharfe Alpenluft überhaupt, sondern die kalte Jahreszeit den Appetit ganz besonders reizt. Nach dem „Trunke" singt man schließlich noch ein Lied mit Rückblick auf das verflossene Jahr, das sehr naiv das „Abdankungslied" genannt wird. — Wir lassen als Probe ein Paar Strophen folgen:

Der alte Jahreslauf — der ist vergangen,
Die Tag und die Stunden verschwunden bereits,
Wir wollen mit Freuden ein neues anfangen,

Die vorigen Zeiten wir lassen beiseits,
Darum euch allen, wir wünschen fürwahr,
Ein ganz mit Jubel und Freuden voll's Jahr.
Vivat, soll Leben der Hauswirt in Freuden,
Sammt seiner Hausfrauen im besten Wohlstand,
Alles sei weit von euch Kreuz und Leiden,
Euch soll beschützen die göttliche Hand,
Jetzt letzlich wir bitten, o Kindelein klein,
Schenk' uns Deinen Frieden in unserer Gemein. U. s. w.

Bevor die Sänger das Haus verlassen, malt der Schriftgewandteste die Namensinitialien der heiligen drei Könige: **K. M. B.** mit drei Kreuzen und der laufenden Jahreszahl mit kölnischer Kreide an die Stubenthüre — ein Monogramm, das man in jedem Bauernhause an der Stubenthüre findet, — der „Sackträger" schiebt die mannigfachen Geschenke ein und weiter geht es, der leuchtende Stern voraus, in die kalte, schweigende Nacht hinaus.

## Faschingsgebräuche.

Im Fasching braucht der Teufel neun Häut'
Sei's vom Vieh oder von die Leut'.
(Als Sündenregistrator.)

Dieser uralte Volksspruch charakterisirt das tolle Treiben, wie es vor Zeiten überall in den Städten, wie am Lande im Karneval gang und gebe war. Wenig hat sich von den mannigfachen Mummereien und drolligen Aufzügen am Lande mehr erhalten. Die ganze Faschingslust gipfelt im Tanzvergnügen und in rohen Zechgelagen. In einigen Ortschaften des Gailthals finden wir noch Reste der ehemaligen Fastnachtsbelustigungen.

Da kommt das Schimmelreiten vor; ein Brauch, der alljährlich in den zwei letzten Faschingstagen sich abspielt und das ganze Dorf in Aufregung bringt. Wie im Kärntner Unterlande bei Brechelfesten, wird aus Leinentüchern ein Schimmel mit einem pferdähnlichen Kopfe zusammengestoppelt. Zwei Burschen, die sich unter den Tüchern verbergen, setzen denselben in Bewegung. Am Halse des künstlichen Pferdes baumeln große Kuhschellen. Ein Bursche, gewöhnlich in Militäruniform, schwingt sich auf seinen Rücken. Im Maskenzuge, der ihm das Geleite gibt, dürfen die rußigen Schmiedgesellen mit ihrem kropfigen Waibchen nicht fehlen. So wandert der Zug durch das ganze Dorf; weithin hört man das Gebimmel der Kuhschellen und das frohe Gejohle. In jedem Hause wird eingekehrt und das „Beschlagen" des Schimmels aufgeführt, wobei sich höchst drollige Szenen ereignen. Nach erhaltener Gabe bewegt sich der lärmende Faschingszug weiter, bis er schließlich in später Abend-

stunde in der Dorfschenke mündet, wo der Spektakel seinen Höhepunkt erreicht.

Weiter verbreitet ist das sogenannte Faschingbegraben. Die verkleideten Burschen ziehen mit einer Tragbahre, auf welcher der „Strohmann“ liegt, einen Leichenzug parodirend, durch die Dorfgasse. Ein Paar Hornisten blasen den Trauermarsch, zu welchem mit Schellkränzen der Takt geschlagen wird. Voraus schreitet der Todtengräber mit Schaufel und Spaten. Beim Dorfbrunnen wird Halt gemacht, ein langer Sermon gehalten und der Strohmann unter lautem Weinen und Klagen in den „Brunntrog“ geworfen.

Seltener ist das „Blochziehen“, ein Brauch, der in Dellach im Gailthale mit besonderer Vorliebe kultivirt wird und nur dann stattfindet, wenn in der Ortschaft das Jahr über kein Mädchen unter die Haube kommt. Die ortsübliche Sitte verurtheilt dann alle heiratslustigen Mädchen zur Strafe des „Blochziehens“; die sich derselben nicht fügen wollen, dürfen von keinem Burschen zum Tanz geführt werden; — ein drastisches Mittel, selbst die Widerspänstigsten zu Paaren zu treiben.

Es ist Faschingdienstag. Freundlicher Sonnenschein lacht über den beschneiten Gailthaleralpen und über dem malerisch am Fuße des Jauken gelegenen Dorfe. Liebliche Mädchengesichter schauen aus den Fenstern, und Gruppen von Neugierigen besetzen die Hausthüren der Dorfgasse, in der heute ein auffallend reges Leben herrscht. Schon kündet Peitschengeknalle und frohes Gejauchze das Nahen des allseitig erwarteten Aufzuges an. Eine bunte Menge drängt sich über die, über den Wildbach gespannte Dorfbrücke, welche die Statue des heiligen Johannes in Lebensgröße in einer Mauernische bewacht. Dem „Sprecher“, einem als Schalksnarren verkleideten Burschen, folgt die Schaar der heiratsfähigen Mädchen der Ortschaft, gegen zwanzig an der Zahl; die Meisten tragen ein um das Haupt geschlungenes farbiges Tuch, das ihnen fast ein orientalisches Aussehen gibt. Wie schwer sie an dem gewaltigen Sagblocke, einem abgeästeten Baumstamme, ziehen, an welchem noch dazu ein kolossaler, mit bunten Lappen und schweren Ketten behangener Strohmann sitzt; die Stricke scheinen fast zu reißen. Daß es lustig vorwärts geht, dafür sorgen die mit Peitschen bewaffneten Burschen. Verschämt senkt manche holde Maid das Köpfchen, — manche mußte vom höchst gelegenen Berggehöfte, wohin sie sich flüchtete, herabgeholt werden.

„Meine Herren und Damen, sehet das ist der Bräutigam unserer Mädchen“, ruft der „Sprecher“, auf den Strohmann hinweisend, „einen Andern haben sie nicht bekommen. Er kann leider nicht sprechen; daher ich für ihn das Wort führen muß; auch Geld hat er keines, um seine Bräute auszustatten, darum bitte ich für ihn um eine kleine Gabe“.

Selbstverständlich wird bei jedem Gasthause angehalten und die Mädchenschaar bewirtet. Den Schluß bildet eine animirte Tanzunterhaltung, wobei der Sagblock verlicitirt und der Erlös gemeinschaftlich vertrunken wird.

Dieser Brauch erinnert an das Umziehen mit einem Pfluge bei den Frühlingsfesten der alten Deutschen, die zu Ehren der Gottheit, die dem Ackerbau und der Ehe hold war, abgehalten wurden; auch dabei pflegte man Mädchen, die sich von dieser Strafe verschmähter Ehe nicht durch ein Pfand loskaufen wollten, zum Ziehen einzuspannen. (Simrok, d. Mythologie, 389.)

Eine ähnliche Sitte herrscht im benachbarten Tirol, nur daß dort die Burschen den mit Blumenkränzen gezierten Baumstamm auf einem Schlitten durch das Dorf ziehen.

## Der Maibaum und Weihnachtsbaum.

In einigen Dörfern des Thales ist das Aufrichten von „Majen" im Wonnemonate nach uralter Gepflogenheit noch immer gebräuchlich. Bei Aufpflanzung einer „Maje" steht es den Burschen frei, dieselbe aus der nächstgelegenen Waldparzelle zu nehmen. Doch macht man von diesem alten Rechte heutzutage keinen Gebrauch mehr. Am mit Kränzen geschmückten Wipfel wird ein farbiges Fähnlein aufgehißt. Ueber Nacht halten die Burschen bei der „Maje" Wache, gewöhnlich im zunächststehenden Hause. Einen günstigen Moment benützend, kommen die Burschen des Nachbardorfes mit einer Säge bewaffnet herbei, stellen Wachen aus und, vom Dunkel der Nacht geschützt, erklimmt ein muthiger „Bua" den glatt geschälten Fichtenbaum und sägt so geräuschlos als möglich den grünen Wipfel ab. Diese Trophäe hoch erhebend ziehen die Burschen mit Jauchzen und Gesang davon. Die Majenwache hat nach diesem gelungenen Attentat einen schweren Stand. Früh morgens wird der verstümmelte Maibaum ausgehoben, unter allgemeiner Theilnahme der Dörfler verlicitirt und mit einem neuen ersetzt; aber für die zugefügte Schmach sucht sich die beleidigte Ortschaft auf irgend eine Weise, gewöhnlich dadurch, daß sie Revanche nimmt, zu rächen — einmal geschah es, daß sie ihre Gegner bei einem öffentlichen Aufzuge mit „Ratschen" (Holzklappern) hinaus begleitete.

Ein naher Verwandter der „Maje" ist der Weihnachtsbaum. (Wilhelm Mannhardt „Wald und Feldculte", Berlin 1875.) „Wie das Julfest mit den ihm eigenthümlichen Gebräuchen die Wiedergeburt der Sonne begrüßt, so ist der Weihnachtsbaum das Sinnbild des beginnenden Erwachens des Pflanzenlebens, gleichsam eine Frühlingsprophezeiung inmitten der tiefsten Nacht des Winters." In der christlichen Symbolik erhält er eine höhere Bedeutung.

Der leuchtende Tannenbaum mit seinem farbigen Aufputz versinnbildet unter andern das Reis aus der Wurzel Jesse, den Lebensbaum, von welchem Heil und Segen in die Welt kam. Im Gailthale findet man den Weihnachtsbaum in seiner urthümlichen Form; da wird in einigen Orten, namentlich bei den „Bergern", in der heiligen Weihnacht ein „Barz'n" (ein astreiches Fichtenbäumchen), ohne allen farbigen Schmuck, ein Zeichen stiller Freude in der heiligen Zeit, im Schnee an der Ecke des Gehöftes aufgestellt. Wenn die Sonne es anblickt an frostigen kalten Wintermorgen, da ist es mit prächtigen Eiskryställchen behangen und schimmert und leuchtet wie der schönste Christbaum im Lichterschmucke.

## Die Sonnenwendfeuer.

Bei jedem Dorfe, selbst bei einigen Weilern, findet man im Gailthale eine „Scheibtratte" oder einen „Scheibbüchel", wo seit urdenklichen Zeiten her die Sonnenwendfeuer außer am Johannisvorabend (23. Juni), auch zuweilen an den Vorabenden des Petersund Ulrichstages angefacht und mit dem dabei üblichen Scheibenschlagen unterhalten werden.

Wenn die Sonnenwendzeit heranrückt, da gibt es zu thun und zu schaffen, da werden die alten verrosteten Pöller aus der Rumpelkammer hervorgesucht, die Holzscheiben geschnitten und sonstige Vorbereitungen gemacht. Am Johannisvorabend versammeln sich sämmtliche Burschen an der zum Scheibenschlagen bestimmten Anhöhe ober dem Dorfe.

Das nöthige Brennmaterial wird nicht aus dem nahe gelegenen Walde, sondern aus dem entfernteren Dorfe herbeigeschafft, wo man von der „Holzgredn" eines jeden Hauses, ohne zu fragen, einige Scheiter nimmt. Jeder muß dazu etwas beisteuern. Beim Auflodern des in Brand gesetzten Holzstoßes finden sich am Fuße des „Büchels" die „Gitschen" (Mädchen) und das Weibervolk ein, um zu „lisnen" (horchen). Auf den Höhen in der Nähe und Ferne leuchten die Feuerchen auf, feierliche Stille herrscht in der Natur, aber am „Scheibbüchl" entfaltet sich ein tolles Treiben, da wird gezecht, gesungen, gejauchzt, gescherzt und gelacht, daß der Wald vom Echo vielfach wiederhallt. Ein Bursche zieht mit einem Holzstabe eine glühende Scheibe aus dem Feuerherde, schwingt sie durch die Luft, daß die Funken davon fliegen und ruft bei plötzlich eingetretener Stille mit Stentorstimme:

„I schlag', ich schlag' die erste Scheib'n
zu Ehren des heiligen Johannes!"

und die Pöller werden abgefeuert.

Die glühende Scheibe wird auf einem Holzblocke abgeschlagen, daß sie in weitem Bogen in die Nacht hinausfliegt und über den Hügel hinabkollert. Am Vorabende des Peters- und Ulrichstages wird die erste Scheibe diesen Heiligen zu Ehren geschlagen.

Nun folgt ein Scheibspruch dem andern.

„I schlag' die Scheibe einem Werber, der schon zehn Schlegel an's Haus kriegt hat."

„I schlag eine Scheibe einer faulen „Joaterin", die mit der „tenken" (linken) Hand jeten thut, um mit der rechten nach dem Glasl zu greifen."

Die Sprüche werden immer derber, immer trivialer, alle zarten Verhältnisse des Ortes werden an das Licht gezogen; während die Scheibe glühend durch die Luft schwirrt, ist die Rede frei, da kann man straflos die Wahrheit und auch die Unwahrheit sagen, selbst Personen, vor welchen man sonst respectvoll den Hut zieht, werden verunglimpft. Jeder „Sager" wird mit Gelächter und Jauchzen begrüßt.

Auf den Alpen versammeln sich die Hirten, am Jaukenberge die Knappen des dortigen Bergwerkes an einer weithin sichtbaren Bergkuppe, wo derselbe Usus geübt wird.

Während dieses Vorganges laufen, sagt man, heiratslustige Mädchen im Walde durch das Farrnkraut, damit ihnen der Johannissame in die Schuhe fällt. Wenn Eine so glücklich ist, den Samen in die Schuhe zu bekommen, so eilt sie nach Hause. Der Same wird mit Wasser in einen Topf gegeben und gesotten, da muß Derjenige kommen, den sie wünscht, je mehr das Wasser siedet, desto schneller muß er laufen, und wenn er's nicht mehr „dermacht", da zieht er die Schuhe aus; da laufen die Schuhe allein voraus und er muß in den Strümpfen nachgehen.

Am Johannisvorabend, heißt es, kann Eine ihren künftigen Bräutigam sehen, wenn sie während des Betläutens ungekleidet das Zimmer auskehrt. Auf die Tischplatte hat sie einen Laib Brod und ein Messer zu legen. Sie kann sich bei der Thüre umsehen, da sieht sie an der Tischecke ihren Künftigen, doch muß sie eilen, daß sie vor dem Ausläuten hinauskommt, sonst hat sie das Messer im Rücken. — Eine Bäuerin sagte, wie die Sage geht, am Johannisvorabend zur „Dirn", sie möge das Zimmer auskehren und dann sagen, wen sie gesehen habe. Sie that's. Da fragte sie die Bäuerin, und als sie hörte, daß die „Dirn" den Bauer selber beim Tische gesehen, da sagte sie: „Wenn Du Deinen Kindern Brod gibst, gib auch den meinen." —

Wir könnten noch mehrere solcher Sagen anführen, die wir jedoch ihres zu pikanten Inhaltes wegen hier übergehen. Zur Charakteristik der Sonnenwendzeit möge das Gebotene genügen.

Andere brauchen, um die Zukunft zu erforschen, das Blumenorakel: Setzen von Maiblümchen, Brennessel salzen u. s. w. Ob

ein Mädchen den prädestinirten Bräutigam bekommen wird, kann es durch das Sackspringen erfahren.

Vor Jahren betheiligte sich die ganze Dorfbewohnerschaft beim Sonnenwendfeuer und Scheibenschlagen; da wurde eine Art Sittengericht gehalten; nun sind es nur mehr die ledigen Burschen, die dabei ihr Unwesen treiben und zuweilen in der Ausgelassenheit das Höchste leisten. Nur in wenigen Orten des Gail- und Lesachthales wird die alte Gepflogenheit noch eingehalten.

Gegen Mitternacht sehen wir ein Feuerchen nach dem andern an den Bergeshöhen verlöschen, und denken dabei an längst verschollene Zeiten, wo dieselben noch eine Bedeutung hatten.

## Begräbnißbräuche.

Das Lesach- und Obergailthal durchwandernd, sieht man in gewaltiger Höhe, fast in der Nähe der Baumgrenze und Almhütten, an steilen Berglehnen vereinzelte Bauernhöfe, deren Fensterchen im Sonnenglanz flimmern. Einige derselben sind mit zierlichen Galerien versehen, wo ein Nelkenflor in Töpfen mit sorgsamer Hand gepflegt wird; aber auch gemauerte stockhohe, ja zweistockhohe Häuser sind keine Seltenheit und sie nehmen sich recht stattlich aus. Hier und dort sieht man ein ganzes „Schöckchen“ solcher Gehöfte beisammen. Daneben gewöhnlich ein hochaufragendes Holzkreuz, oder wol auch ein kleines Bergkirchlein und das Glöckchen im Holzthürmlein klingt zuweilen so fein und silberhell zu den andächtig aufhorchenden Bewohnern im Thale.

Luftig und frisch ist es da oben und wundervoll die Aussicht in die Landschaft hinab und in die Berge hinein.

Solch' ein hochgelegenes Berggehöfte ist wol keiner Sinecüre vergleichbar, wobei es sonst keiner Mühe bedarf, als nur die Hand auszustrecken, um mit nutznießender Bequemlichkeit die goldenen Früchte einzuheimsen. Es gehört eben jene Abhärtung und Zähigkeit dazu, wie man sie bei jedem Bergvölkchen findet, um diese steilen Acker- und Wiesengründe zu bewirtschaften. Wenn man im Lesachthale das Innere eines Bauernhofes betritt, da lacht Einem das Herz im Leibe! Diese Nettigkeit und Reinlichkeit pflegt nicht überall hierzulande heimisch zu sein.

Da lebt der „Berger“ in stiller Abgeschiedenheit, im Winter völlig eingeschneit, die meiste Zeit des Jahres mit harter Arbeit beschäftigt. Seine Viehheerde, seine Alm, seine Wiesen und Aecker, das ist seine Welt, in die er mit ganzem Sinnen und Denken sich vertieft. Selten steigt er von seinen Bergen nieder. Doch an Sonn- und Feiertagen, die roth im „Mandelkalender“, der auf einem Faden

in der Stubenecke hängt, bezeichnet sind, geht er „z'Kirchen", ob es wettert oder stürmt, und — in's Dorfwirtshaus. Ein Gläschen über'n Durst ist der einzige Luxus, den er sich manchmal erlaubt.

So vergeht Jahr um Jahr, bis seine Füße ihn nicht mehr tragen wollen und endlich Freund Hain an seine Thüre klopft. Auf der Ofenbank, wo er so oft, wenn er von der Alm oder aus Feld und Wald heimkam, seine matten Glieder ausstreckte, hat man ihm ein Bett zurecht gemacht und da wartet der Alte, wenn er nur einmal „versehen" ist, sein letztes Stündlein getrost ab.

Eigenartig sind die Gebräuche, wie sie bei Sterbefällen im Gebirge hier und dort vorkommen.

Liegt der Kranke in „Zügen", da füllt sich die Stube mit Leuten und es wird mit dem Margarethenglöcklein unter dem Bette, unter Tisch und Bank ohne Unterlaß geläutet; so weit man den Klang des Glöckchens hört, heißt es, hat der Teufel keine Macht — und wenn der Sterbende verschieden ist, da zieht man, mit dem Glöckchen klingelnd, drei Kreise um die Leiche; dann wird dieselbe mit Weihwasser gewaschen, mit der „Ueberdon" (ein Stück Leinwand, das man abreißen, aber ja nicht abschneiden darf), bedeckt und mit einem „Faden" überspannt, der mit drei, aus dünnen rothen Wachskerzchen gebildeten Kreuzchen befestigt wird. Das Gefäß mit dem Weihwasser, das zum Waschen der Leiche diente, darf nicht im Hause bleiben, sondern muß „verworfen" werden. Schließlich steckt man dem Verstorbenen einige geweihte „Palmwuzel" (Blüthenkäzchen der Weide) in die Tasche, und stellt neben denselben, die schon während dessen Verscheiden, gleichzeitig mit dem geweihten Lichte angezündete Kerze, die nicht „abgereischt" (geputzt) und nicht eher ausgelöscht werden darf, als bis die Einsegnung vorüber ist. Das Volk weiß alle diese Sachen im religiösen Sinne auszulegen.

Abends finden sich die Nachbarsleute im Trauerhause ein, um zu „wachen", die ganze Nacht hindurch wird gebetet oder gesungen. In der Küche jedoch lodert das Feuer am Herde, da wird gesotten und gebraten. Die alte Mutter wischt sich dabei die Augen; es ist gerade nicht viel Rauch in der Küche. Gegen Mitternacht wird in der Stubenecke der große Familientisch gedeckt und neben der Leiche ein frugales Mahl für die „Wacher" aufgetragen, die lassen sich's wohl schmecken; auch „Geist" wird verabreicht und Kaffee, damit die Leute fein munter bleiben — die Nacht ist lang — und wo Jemand „auf Erden liegt", darf man nicht schlafen.

Am Begräbnißtage selbst geht man zur „B'stattung"; da kommen die Nachbarn, Verwandten und Bekannten oft von weit entlegenen Pfarrsprengeln herbei, um den Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen und ihn am nämlichen Wege, den er so oft im Leben zur Kirche gemacht hat, zur letzten Ruhestätte zu begleiten; dieser Weg heißt der „Kirch- oder Todtenweg", von dem man unter keiner Bedingung

abweichen darf. — Ehe man das Haus verläßt, wird wieder ein Mahl aufgetischt, oder Kaffee servirt. Ein Verschmähen des Gebotenen wird als eine Beleidigung angesehen. Erst nachdem der zuletzt Angekommene bewirtet worden, trifft man die Anstalten zum Leichenkondukte. Aus der dunsterfüllten Stube dringt die rauhe Stimme des Vorbeters, der eine wichtige Rolle bei derlei Gelegenheiten spielt. Durch die geöffnete Thüre drängt sich betend das Volk. Der Sarg wird an der Thürschwelle dreimal gesenkt und gehoben, wobei die Träger sprechen: „G'lobt sei Jesus Christus, daher komm'mr nimmer." Im Winter, wenn Berg und Thal tief eingeschneit liegt, ist es ein Schlitten, sonst das „Geröd" (ein zweirädriger Wagen), das den schlichten Holzsarg aufnimmt, der mit der „Ueberdon" (Leinwand) bedeckt und mit Stricken festgebunden wird. Ein Ochsenpaar oder ein Pferd wird vorgespannt und so setzt sich das Trauergefährte in Bewegung, welchem die Leidtragenden folgen. Die Glocke im Bergkirchlein erschallt und ihr Ton zittert über die Höhen der Berge hin, die so friedlich und feierlich im Sonnenschein daliegen; aus der Tiefe des Thales herauf aber winkt der Kirchhof mit den vielen Kreuzen, die heute wieder einen Zuwachs erhalten sollen.

Lange dauert es, bis der Zug den Thalgrund erreicht; zuweilen geht es auf steilem Bergpfade in einen tiefen Graben hinein, über eine schwankende Brücke hin, dann wieder bergan; da setzt sich ein Knabe auf die Leichentruhe, das Pferd soll, wie man sagt, dann leichter ziehen.

Wer ein Brett mit einem Astloch aus dem frisch aufgeworfenen Grabe erhascht, der soll, wie es heißt, während des Leichenzuges damit in den Thurm hinauf eilen und vom Schallfenster durch das Astloch herabschauen. Da kann er die Hexen im Zuge sehen; gewöhnlich gehen sie zuletzt und sind durch das „Gelterle" (Melkschäffel) kenntlich, das sie am Kopf tragen.

Nach der Beerdigung — der landläufige Ausdruck dafür ist hier: „untermachen" — und dem Trauergottesdienste in der Dorfkirche, wobei die an den Bettstühlen angeklebten Wachskerzchen „für die arme Seele" abgebrannt werden, findet im Wirtshause der „Leichentrunk" statt, bestehend aus Wein, Geist und Brod, wozu die anwesenden Leidtragenden förmlich genötiget und genügend zuzusprechen, eindringlich ermuntert werden. — Einfach und prunklos wie sein Leben, ist die Fahrt des „Bergers" zu seiner letzten Ruhestätte.

## Ein Schneesturm auf der Jauken.

So anziehend dem Touristen unsere Alpen mit ihren schroffen Dolomiten und herrlichen Matten im Hochsommer erscheinen, so öde und unwirtlich sieht es auf diesen Höhen im Winter aus. Alles Leben hat sich in's Thal hinabgeflüchtet, die Alpenhütten stehen

verlassen und schauen mit ihren Dachgiebeln wie schwarze Punkte aus den Schneemassen hervor. Wo noch vor wenigen Monaten ein fröhliches Leben herrschte und die Heerden ihre Sommerfrische hielten, treiben die Elemente ihr ungehemmtes Spiel.

An einem schönen, windfreien Wintertage mag es oben recht angenehm und die Rundsicht eine herrliche sein, da kein Höhenrauch die Aussicht trübt; aber der Marsch über zusammengewehte Schneemassen, wo man oft bis an die Brust einsinkt und ohne große Anstrengung kaum mit Schneereifen weiter kommt, ist wenig einladend; auch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man von einem heftigen Schneesturme oder einer Lawine plötzlich überrascht wird.

Oft bei heiterem Himmel scheinen die Höhen zu „rauchen" — wie ein wallender Schleier hebt und senkt sich der vom Winde aufgewirbelte Flugschnee.

Es sind gewöhnlich die Anzeichen eines hereinbrechenden Sturmes.

Im Thale regt sich noch kein Zweiglein an den entlaubten Bäumen; aber plötzlich stürzt sich der Windsturm in die Tiefe, heult und saust im Gebälke der Gehöfte, erfaßt den losen körnigen Schnee der Thalsohle und schleudert ihn mit rasender Vehemenz durch die Luft, baut oft in kürzester Frist die wunderlichsten Gebilde und überhängende Gesimse aus Flugschnee auf, als ob sie von Künstlerhand geschaffen worden wären. Ein solcher Windsturm entwurzelt Bäume, trägt Dächer ab und schleudert die massiven Köſen (Getreideharpfen) wie Kartenhäuser zu Boden.

Solche orkanartige Erscheinungen sind im Gailthale keine Seltenheit.

Bringen die Tauernwinde in der Regel schöne Tage, so schlägt doch zuweilen nach solchen Stürmen das Wetter plötzlich um und ein tüchtiger Niederschlag erfolgt, der Berg und Thal mit einem über metertiefen Neuschnee bedeckt. Die Vögel flüchten sich in ganzen Schaaren zu den Häusern, der Grünspecht hämmert ungenirt an den Fensterstöcken, um sich aus den Spalten und Klüften derselben seinen Proviant zu holen. Die verschneiten Wege müssen wieder ausgetreten werden — in langer Kette Einer hinter dem Anderen ziehen die „Wegmacher" von den entlegenen Ortschaften dem Pfarrdorfe zu; von hochgelegenen einsamen Berggehöften werden Ochsenpaare herabgetrieben, um wieder freie Bahn zu schaffen. Der Postverkehr ist dann tagelang unterbrochen, bis Schneepflug und Spaten die Kommunikation wieder hergestellt haben. Nicht selten gehen bei solchen Schneestürmen verheerend in die Forste niedersausende Staublawinen ab, welche, wie Tschudi in seinem „Thierleben der Alpenwelt" bemerkt, viel gefahrvoller sind, als die regelmäßigen Grundlawinen.

Außer den Knollenziehern, Heuziehern und Wildschützen wagt sich im tiefen Winter nicht leicht Jemand auf diese unwirtlichen

Höhen. Es muß hier bemerkt werden, daß man den in längliche Formen gepreßten Dünger hier „Knollen“ nennt. Dieser wird im gefrornen Zustand in's Thal herab gezogen. Wenn die Zeit zum Heuziehen herankommt, geht der „Geschworne“ von Ortschaft zu Ortschaft, von Haus zu Haus. Alle Besitzer, die Heutristen auf der Hochalpe haben, müssen „angesagt“ werden; denn diese gefährliche Arbeit wird in der Regel gemeinsam in Angriff genommen. In frühester Morgenstunde machen sich die Heuzieher in langen Zügen auf den Weg.

Beim Aufstieg werden die Fußeisen angelegt, die bei der Abfahrt nur an eisbedeckten Stellen benützt werden; gewöhnlich jedoch nimmt man an solchen Stellen einen dichten Fichtenast, den man als Sperre unter den Heuschlitten legt.

Daß die Wege und Risen, insoweit dies notwendig, zu diesem Behufe früher ausgeschaufelt und hergerichtet werden müssen, versteht sich von selbst; aber bei aller Vorsicht, mit der diese mit den Gefahren der Alpenwelt vertrauten Männer zu Werke gehen, kommen doch zuweilen Unglücksfälle vor. Die Volkstradition weiß so Manches davon zu erzählen.

Wir greifen aus diesen nur einen Fall heraus, der seiner interessanten Einzelheiten halber einer kurzen Schilderung wert ist.

An der südlichen Abdachung des Jaukengebirges (7102'), das zwischen dem oberen Gail- und Drauthale sich erhebt und von dessen Kulminationspunkte, dem Torkofl, man eine lohnende Aussicht über die südlichen Dolomiten und norische Gletscherkette genießt, werden alljährlich über vierhundert Fuder Alp-Heues gewonnen, das jedoch erst im Winter, wenn der Schnee eine fahrbare Bahn schafft, in's Thal herabgeliefert werden kann. Die Abfahrt geht in den „Heugraben“ nieder, einer gefürchteten Lawinenstraße, wo die abgestürzten Schneemassen von solcher Mächtigkeit sind, daß sie oft über Sommer in der schattigen Schlucht liegen bleiben.

Es war im Februar 1845, da wanderten bald nach Mitternacht vier Heuzieher aus der Ortschaft Grafendorf mit Schlitten und Faßzeug, welch' Letzteres aus starken, mit Strickgeflechten verbundenen Holzstäben besteht, mit Laternen und Buchteln (Kienfackeln) in den „Heugraben“ hinauf.

Der Wind sauste in allen Tonarten und warf ihnen den körnigen Schnee in's Gesicht. Zuweilen glitzerte ein Stern durch die vom Sturm gepeitschten Nebelmassen. Die Aussichten waren nicht günstig; alle Anzeichen rieten zur Umkehr, doch sie achteten nicht darauf, mit großer Anstrengung klommen sie die steile „Schneerise“ hinauf und erreichten noch vor Tagesanbruch die Höhe des Jaukenbodens. Die Heutristen waren bald aufgefunden; nun ging man daran, die Heufüderchen zu fassen und zu binden.

Schon während sie an die Höhe hinauf wanderten, fing es zu schneien an, nun wurde der Niederschlag immer dichter und als sie mit der Arbeit fertig waren und die Füderchen am „Egg" an die Rise zur Abfahrt zurecht gestellt hatten, schüttelte es ordentlich vom Himmel nieder; alle Aussicht war verhüllt, daß sie kaum zehn Schritte vor sich sehen konnten, selbst dem Kühnsten unter ihnen sank der Mut; unter solchen Umständen schien ihnen die Abfahrt zu gewagt. Sie ließen daher die Heufuder an Ort und Stelle und wandten sich gegen den Torkofl hin, um in der nächsten Alpenhütte Unterstand zu finden; aber wie sie schweigend und vorsichtig Einer hinter dem Anderen über das Schneefeld der steilen Berggelände hinschritten, da schlug sie plötzlich ein heftiger Windstoß zu Boden, — sie haben die „Molllahn" (Staublawine) angetreten. — Als sie sich von ihrem Falle wieder aufraffen wollten, geriet der ganze Schneeboden unter ihren Füssen in Bewegung und trug sie mit wachsender Schnelligkeit und furchtbarem Getöse in die Tiefe; der Schneestaub wirbelte hoch auf; die ganze Atmosphäre war davon erfüllt. Als der Schneestaub sich legte, kroch einer der Heuzieher aus dem Schnee hervor, die Lawine hatte ihn nur gestreift und eine weite Strecke wie einen „Kreisel" fortgeschleudert. Bei dieser luftigen Fahrt hatte er seinen Hut, seine Fußeisen und seinen „Stakelstock" verloren. Als er sich vom Schrecken erholt hatte, schüttelte er den Schneestaub von seiner „Joppe" und watete durch den Schnee, um nach seinen Kameraden zu sehen.

Der Schneesturm hatte etwas nachgelassen und die Aussicht war wieder freier, aber so weit er auch schaute, nirgends war eine Spur von seinen Gefährten zu entdecken. Er schrie aus Leibeskräften — keine Antwort. Siehe, da erblickte er eine aus dem Schnee hervorragende, sich bewegende Menschenhand. Er eilte hin, sank auf seine Knie, fing an mit den Händen zu graben und bald hatte er einen seiner Gefährten aus dem Schneegrab herausgearbeitet. Das erste Wort, als dieser zu Athem kam, war: „Du bist mein Schutzengel! Gott sei's gedankt!"

Wie er erzählte, wurde er von den Schneemassen fortgetragen, bald lag er ober, bald unter denselben, — plötzlich sank er in die Tiefe, wo er fast aufrechtstehend stecken blieb, und die rechte Hand über den Kopf gebogen, im Schnee fest eingeklemmt, ohne Licht und ohne Luft dem Ersticken nahe war. Er hörte deutlich das Rufen seines Gefährten und so sehr er sich auch anstrengte zu schreien, der gute Kamerad ober ihm hörte nichts davon; er gab schon alle Hoffnung auf; da gelang es ihm mittlerweile seine Hand frei zu machen und da die Schneedecke über seinem Haupte nicht besonders mächtig war, sich Luft zu schaffen.

Ihre nächste Sorge war es nun, ihre Kameraden aufzusuchen; sie durchwanderten das Schneefeld nach allen Richtungen, doch nir-

gends war eine Spur von denselben zu entdecken. Da die Dämmerung hereinbrach, gaben sie ihre Bemühungen auf und suchten im nächsten Heuschoppen am Jaukenboden Unterstand, wo sie die Nacht zubringen wollten; denn an ein Weitergehen war wol nicht zu denken.

In der Hütte, die sie glücklich erreichten, suchten sie vor allem Feuer zu machen; denn sie zitterten vor Kälte und ihre Kleider waren durchnäßt und gefroren, aber der Schwamm, den sie in der Tasche hatten, war feucht; — da schnitt Einer das unten noch trockene Stück seines fadenscheinigen Hemdes ab, um es als Zunder zu benützen, und so gelang es ihnen ein Feuerchen anzufachen, das sie mit einigen ausgehobenen Dachbrettchen die Nacht hindurch unterhielten. Als sie beim ersten Morgengrauen die Hütte verlassen wollten, reichte der über Nacht gefallene Schnee fast bis an das Dach derselben; wie nun weiterkommen — da fiel es ihnen ein, sich provisorische Schneereife zu machen. Ein Bauchgürtel wurde in dünne Riemen zerschnitten, Brettchen waren vorhanden, diese wurden nun an die Bergschuhe festgebunden und so ausgerüstet traten sie die Wanderung nach der „Kreuztratte" an. Noch einmal blickten sie zurück in die Gegend, wo sie ihre Kameraden und ihre Heufüderchen zurücklassen mußten und arbeiteten sich dann rüstig durch den Neuschnee hindurch. Nach langen Kreuz- und Querzügen, da ein dichter Nebel alle Aussicht verhüllte, kamen sie endlich in der Abenddämmerung zur Knappenstube auf der „Kreuztratte", die damals noch von Knappen bewohnt war. Im Thale hatte man das Abgehen der „Molllahn" gehört und gesehen, doch hegte man die Hoffnung, daß die Männer, die Gefahr wahrnehmend, noch rechtzeitig die gefährliche Stelle verlassen und sich gerettet haben werden, als sie jedoch Abends nicht nach Hause kamen und das Wetter immer stürmischer wurde, da ging es wie ein Lauffeuer durch das Dorf: die Heuzieher sind in der „Lahn" geblieben.

Gleich am kommenden Morgen machte sich eine Schaar mutiger Männer auf den Weg, um die Verunglückten aufzusuchen, ihnen folgten Tags darauf vierzig Männer mit Stangen und Schaufeln bewaffnet; aber alle ihre Nachforschungen waren erfolglos, sie mußten unverrichteter Dinge zurückkehren und es der Sonne überlassen, die Verunglückten an's Tageslicht zu fördern.

Erst im Hochsommer, nachdem die Alpen schon lange wieder bezogen waren und die Rinder an den blumenreichen Matten am Jaukboden weideten, wurden die Leichen der verunglückten Heuzieher von Hirten aufgefunden. Schwärme von Fliegen am feinkörnigen Lawinenschnee, der den Strahlen der Junisonne trotzend, sich in den Schluchten des Jaukbodens mit großer Zähigkeit festhielt, führten sie auf die Spur.

Die Leichen wurden auf Schlittchen festgebunden und in's Thal hinabgezogen.

Ein langer Leichenzug bewegte sich am 3. Juli durch den Heugraben gegen das einsame Pfarrdorf hin, und während das Abendroth auf den Bergen verglomm, wurden zwei brave Männer, von denen der Eine eine zahlreiche Familie hinterließ, als Opfer ihres beschwerlichen Berufes in ein gemeinsames Grab gesenkt.

Die Sterbmatriken der Pfarre Grafendorf geben davon Kunde.

Der aus dem Schneegrabe Erstandene erzählte gerne, wenn man ihn aufforderte, von seiner wunderbaren Rettung im Schneesturme auf der Jauken.

# Anhang.

## Märchen aus Kärnten.

(Dem Volksmunde nacherzählt.)

### Schönhannchen mit dem goldenen Haar.

In einer großen Stadt wohnte eine Schneiderstochter von besonderer Schönheit; ihres dichten blonden Haares wegen hieß sie allgemein: Schönhannchen mit dem goldenen Haar. Als ihre Eltern gestorben waren, blieb ihr nichts übrig, als zur Nadel zu greifen und das Geschäft ihres Vaters fortzuführen; sie war flink und thätig und der Ruf ihrer Geschicklichkeit und Schönheit drang bis zu den Ohren eines mächtigen Königs, der eben Witwer war und mit Heiratsgedanken umging. Sein Kanzler, wegen seiner Leutseligkeit „Allbeliebt" genannt, erhielt von ihm den Auftrag, sich allsogleich auf den Weg zu machen, das Mädchen aufzusuchen und es her zu bringen, sonst könne er sich darauf gefaßt machen, seines Amtes verlustig zu werden. Der Kanzler machte sich reisefertig und ritt fort.

Ueber eine Weile kam er zu einem dichten Gebüsch. Da lauerten einige Jäger; nicht weit davon erblickte er im Gezweige einen großen Raben, der ganz sorglos sein dunkles Gefieder putzte. „Flieh' fort, flieh' fort," rief er dem Raben zu, „die Jäger sind hinter dir." Der Rabe warf ihm einen dankenden Blick zu, breitete seine Fittiche aus und flog davon.

Darauf kam er zu einem großen See; aus den Wellen tauchte ein Fischlein auf, als ob es sich sonnen wollte, schwamm es dem Ufer zu; aber im Ufersande ringelte sich eine Schlange. Der Kanzler sprang vom Pferde, zog sein Schwert und hieb die Schlange mitten entzwei. — Da sprach das Fischlein im See: „Schöndank, Allbeliebt, das wird dir nicht unvergolten bleiben."

Endlich erreichte er die große Stadt und schon als er zum Thore hineinritt, fragte er nach Schönhannchen; jedes Kind wußte ihm Auskunft zu geben und so hatte er die Gesuchte gar bald ge-

funden; aber wie bezaubert blieb er vor ihr stehen; so ein holdes Mädchen hatte er noch nie gesehen. — Er entledigte sich seines Auftrages und Schönhannchen sagte: Es freue sie, daß ein so mächtiger König ihrer gedenke; aber mitgehen könne sie nicht; sie habe das Erbtheil von ihrer Mutter, einen goldenen Ring am Ufer des See's verloren und bis sie den nicht wieder bekomme, kann sie nicht fort.

Was wollte der gute Kanzler machen, betrübt ging er wieder weiter und wie er nachdenkend, was er beginnen solle, an's Ufer des See's kam, hörte er seinen Namen rufen; er sah sich nach allen Seiten um, konnte aber Niemanden sehen. Da rief es nochmals: „Allbeliebt! da nimm den Ring, den Ring, den ich zwischen den Zähnen halte, es ist Hannchen's Ring!" Da bemerkte er das Fischlein im See, das einen glänzenden Ring zwischen den Zähnen hatte. Er nahm den Ring und eilte zu Schönhannchen zurück. Man kann sich denken, welche Freude Schönhannchen hatte, den Ring wieder zu sehen! Schnell steckte ihn die Maid an's zarte Fingerlein; „aber mitgehen — sagte sie — könne sie doch nicht." Da stand der Kanzler ganz verblüfft da, — schon wollte er an's Schwert greifen, aber sein Zorn legte sich bald, wie die Schneiderstochter ihn freundlich ansah. Er möge seinen Mut an dem Riesen versuchen, der vor der Stadt hause, sagte sie, er heißt „Golinfroh", hat drei Augen und wer ihm das mittlere aussticht, macht ihn ganz kraftlos und schwach wie ein Kind. Wenn der Kanzler diesen Riesen, der die Stadt so belästigt und jeden Tag ein Kalb und zwei Kinder verschlingt, erlegt, sei sie bereit, ihm zu folgen.

Der gute Kanzler zog nun, mit seinem Schwerte bewaffnet, vor die Stadt hinaus. — Schon von ferne erblickte er den gewaltigen Riesen und als er in seine Nähe kam, rief ihm dieser entgegen: „Du Milchmaul, du bist mir gerade zum Frühstück recht." — Da schoß der große Rabe mit Allgewalt auf das Haupt des Riesen nieder, daß er zu Boden stürzte und hackte ihm das mittlere Auge aus. Diese Gelegenheit benützte der Kanzler und hieb dem Riesen das Haupt ab. Mit dem Kopf des Riesen in der Hand ritt er in die Stadt zurück und als die Leute dies sahen, waren alle hocherfreut und lobten und priesen den Helden, weil er sie von dieser großen Plage befreit hatte. Aber Schönhannchen blieb immer noch spröde. „Nur Eines noch," sagte sie mit großer Freundlichkeit, „nimm dies Gläschen und hole mir vom Wasser der Schönheit, du wirst die Quelle im Walde bald finden, sie ist von zwei Drachen bewacht."

Wol ging der Kanzler in den Wald hinaus, wol fand er die Quelle, aber die Drachen blickten ihn so grimmig an, daß er sich nicht in die Nähe wagte.

Da rief eine Stimme: „Gib mir, gib mir," und wie er aufschaute, sah er den Raben über seinem Haupte schwebend. Er nahm

ihm mit den Schnabel das Gläschen aus der Hand und flog zur Quelle hin. Bald war er wieder mit dem vollen Gläschen da. Der Kanzler bedankte sich und eilte zu Schönhannchen zurück. — Nun war das Mädchen bereit, mit ihm zu gehen, setzte sich hinter ihm auf's Pferd und so ging's lustig weiter.

Im nächsten Walde hörten sie ein Jammern und Schreien und wußten nicht, was das bedeute. Bald jedoch sahen sie den König und neben ihm, in ihrem Blute schwimmend, seine Tochter. Sie waren dem Kanzler, da er zu lange ausblieb, entgegen geritten, wurden von Räubern überfallen und gar arg zugerichtet. Der Königstochter stachen sie noch dazu beide Augen aus. Der König war über diesen Unfall ganz trostlos. Und wie Alle bemüht waren, die Prinzessin zu laben, da kam ein Hase dahergesprungen und rannte von einem Baum zum andern; man sah es ihm gleich an, daß er blind war; aber im nahen Gebüsche sprudelte eine Quelle, in diese stürzte sich der Hase und kam sehend heraus, und lief kerzengerade davon.

Der Kanzler, der dies bemerkte, nahm die Prinzessin, trug sie zur Quelle hin und tauchte ihr Haupt in's Wasser. „Ach, welche herrlichen Edelsteine," sagte sie und wie sie aufstand, war sie wieder gesund und sah besser als früher.

Aus Dankbarkeit dafür versprach der König dem Kanzler seine Tochter zur Frau zu geben; aber dem guten Kanzler gefiel Schönhannchen viel besser.

So kamen sie endlich wieder zurück in den königlichen Palast; da wurde gleich Hochzeit gehalten, was gut und theuer war, wurde aufgetragen; viele Gäste waren geladen, Alles war lustig und guter Dinge; aber der Kanzler ließ den Kopf hängen. Die Schneiderstochter fand sich, als des Königs Gemalin, gar bald in ihren neuen Stand. Sie wusch sich fleißig mit dem Wasser der Schönheit und wurde von Tag zu Tag schöner; aber der König wurde gewaltig von der Eifersucht geplagt; er betrachtete mit argwöhnischen Augen die Blicke des Kanzlers und ließ ihn zuletzt ergreifen und in's Gefängnis werfen. — Da wurde Schönhannchen recht traurig. Kein Essen, kein Trinken wollte ihr schmecken. Der König schöpfte Argwohn und belauschte seine Gemalin einmal in ihrer Kammer; da sah er, wie sie sich kämmte und wusch. Rasch ging er auf sie zu und fragte: was sie da mache; und Schönhannchen voll List und Schlauheit erzählte ihm vom Wasser der Schönheit, und wie er damit leicht sich verjüngen könne. Dem König war nichts erwünschter als das, nahm ein Gläschen mit Wasser und wusch sich — — aber da wurde er immer bleicher und bleicher — sein Auge immer starrer — und als die Leute herbeikamen, fanden sie ihn leblos am Boden.

Schönhannchen hatte die Augen voll Wasser, — man weis nicht, ob vor Trauer oder vor Freude. Denn als der König

mit großem Pomp zur Erde bestattet war, befreite sie den Kanzler aus seinem Gefängnisse, ließ ihn zum König ausrufen und hielt mit ihm eine glänzende Hochzeit. — Die Königstochter aber ging vor Kummer und Gram in ein Kloster.

## Die Rothkäppchen.

Auf einem einsamen Bauernhofe hauste ein Höfler mit seiner Tochter Jeanette; er war zu arm, um sich einen Knecht zu halten und hatte darum vollauf zu thun. Einmal als er mit der Arbeit recht in's Gedränge kam, rief er voll Unwillen: „Da möcht' Einem schon der Teufel zu Hilf' kommen!" und kaum hatte er das Wort ausgelassen, stand schon ein kleines Männchen vor ihm und bot ihm seine Hilfe an. Der Höfler war etwas verstimmt und dachte sich: Du holst mich. Aber das Männchen sagte, als ob es seine Gedanken erraten hätte: Nicht doch, gib mir nur Arbeit genug. An der mangelt es bei mir nicht, dachte der Höfler und nahm das Männchen in Dienst.

Er hätte sich keinen fleißigeren Knecht wünschen können. Die Arbeit ging ihm so flink von der Hand, daß der gute Höfler fast gar nichts zu thun hatte; aber als im Herbst Alles eingeheimst war, ging die Arbeit zu Ende. Entweder trifft's mich oder die Tochter, dachte der Höfler und es ging ihm heiß auf bei diesen Gedanken. Ganz niedergeschlagen ging er in der „Kematen" (Stube) auf und nieder: was soll ich ihm für eine Arbeit geben, der Winter ist vor der Thür. Bei der Nacht, wie er so da lag, ging ihm ein Licht auf; ich hab's, rief er, und sprang mit den Füssen aus seinem Mooslager. Noch ehe der Morgen graute, begab er sich in den Hof, nahm zwei Säcke Weizen und leerte sie am Boden aus. Als nun der Knecht kam und um Arbeit fragte, befahl er ihm, eine Heugabel zu nehmen und den Weizen auf den Boden hinauf zu werfen.

Der Knecht hatte den ganzen lieben Tag vollauf zu thun; er warf und warf, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann, aber als der Abend kam, war er noch am Anfang der Arbeit; voll Zorn warf er die Heugabel in eine Ecke. Der Bauer hat mich überlistet, aber ich werde ihm schon einen anderen Streich machen, rief er voll Gift und Galle, ließ Alles liegen und stehen und machte sich auf und davon.

Im Dorf war ein Schneiderlein, das hieß das vortreffliche Schneiderlein. Zu dem ist er hin und sagte: er soll ihm die Jeanette verhelfen und wenn er das nicht zu wege bringt, so wird es ihm schlecht gehen; falls es ihm aber gelingt, soll er reichlich belohnt werden.

Der Schneider geht, wirbt um Jeanette. Ja, sagte der Bauer, wenn er das Brautkleid in einem Tag fertig macht, so willigt er ein. Da rieb sich das Schneiderlein vergnügt die Hände und sah den Handel schon für gewonnen an und das nicht ohne guten Grund: er war ja im Besitz eines geheimnisvollen Kästchens, in das man die zugeschnittenen Zeugstücke blos hineinlegen dürfe und nach ein paar Minuten war das Kleid fertig.

Ueber Hals und Kopf eilte der gute Schneider am nächsten Morgen zum Höfler und wie er da seine Siebensachen auskramte, fehlte ihm das Kästchen. Ach Gott! mein Nähzeug hab' ich in der Eile zu Hause gelassen oder gar verloren. Er wollte gleich auf und fort; aber Jeanette sagte, er habe ja keine Zeit zu verlieren; während er zuschneidet, sei sie mit dem Nähzeug wieder da. Ist wahr, meinte der Schneider, gab ihr einen Schlüssel zu seiner Stube: an der Bank wird ein Kästchen liegen; das soll sie bringen, aber sie dürfe ja nicht hineinsehen, sonst könnte sie unglücklich werden.

Mit diesem Auftrage huschte Jeanette flugs zur Thüre hinaus, ging in's Dorf und fand an der Bank in der Schneiderstube richtig das Kästchen; sie nimmt es unter den Arm und eilt fort; aber wie sie so über die Wiese hinschreitet, da fängt sich das Kästchen zu bewegen an immer mehr und mehr, daß sie es kaum mehr erhalten kann. Was hüpft und springt da drinnen, dachte sie, zieht den Schlüssel ab und guckt durch das Schlüsselloch hinein; da sieht sie etwas Rothes, ihre Neugierde war groß; als sie schon die Lust anwandelte, das Kästchen zu öffnen, da drehte sie sich herum und sagte: Nein, nie, aufmachen darf ich nicht, sonst werde ich unglücklich, und ging weiter.

Doch im Kästchen wurde es immer unruhiger und ihre Neugierde wurde immer größer. Ei was, dachte sie, kann das für ein Unglück sein, wenn ich da hineinblicke. Sie drehte den Schlüssel und hob vorsichtig den Deckel auf. — Husch, husch, sprangen fünf blutrothe Männchen heraus, daß sie vor Schrecken bald auf den Boden gesessen wäre: sie hatten rothe Käppchen auf, hüpften auf der Wiese herum und riefen:

Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!

Jeanette war in keiner geringen Verlegenheit; doch besann sie sich bald: „nun also," sprach sie, „wenn ihr arbeiten wollt, so raufts mir das Gras da auf einen Haufen zusammen."

Das war bald geschehen, einer war schneller als der andere und als sie fertig waren, da hüpften sie wieder um sie herum und riefen:

Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!

„Nun, was soll ich euch geben?" Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit, schrieen die Männchen. „Nun, so gehts und legt mir alle Steine auf der Wiese auf einen Haufen zusammen." Da sprangen

die Männchen, eines schneller als das andere, und trugen die Steine auf einen Haufen zusammen und als sie fertig waren, hüpften sie wieder um sie herum und riefen um Arbeit.

Nun war Jeanette schon in Aengsten, daß sie heute gar nicht mehr nach Hause kommen werde, wenn es noch eine Weile so fort geht und sie überlegte hin und her, wie sie die Männchen einfangen könnte; diese schrieen ohne Aufhören:

Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!

„Nun ja, was soll ich euch geben?“ Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit! „Nun, so springt auf den Zaun hinauf,“ und als sie oben waren, öffnete sie das Kästchen und sprach: „Jetzt springet Alle in's Kästchen herab.“ In einem Satz waren sie im Kästchen, sie klappte den Deckel schnell zu und lief damit, so schnell sie konnte, nach Hause.

„Wo geht sie denn so lang um,“ herrschte sie der Schneider an, riß ihr das Kästchen aus den Händen, öffnete es und die fünf Männchen sprangen heraus und streckten ihm ihre Händchen entgegen. „Mai! was ist euch begegnet, eure Händchen sind ja ganz beschmutzt.“ Jeanette entschuldigte sich, daß ihr das Kästchen auf die Erde fiel, weiter wisse sie nichts. Und als die Männchen das Brautkleid in die Arbeit nahmen, da waren ihre Fingerchen ganz steif — sie nähten und nähten viel; aber das Kleid ist nicht fertig geworden.

Voll Verdruß und Aerger packte das vortreffliche Schneiderlein seinen Kram zusammen und ist auf und davon; es ging so weit es nur gehen konnte. Müde und matt kam der Arme in ein Wirtshaus und um die Galle hinabzuschwemmen, sprach er dem Weine so tapfer zu, daß er bald den Verstand verlor.

Das Männchen aber hatte das Schneiderlein bald eingeholt und war mit ihm spurlos verschwunden.

## Die zwei bucklichten Musikanten.

In einem Dorfe waren zwei Musikanten, die recht lustig aufspielen konnten; nur von der Natur waren sie etwas stiefmütterlich bedacht; denn jeder hatte einen bedeutenden Höcker. Einer wußte sich durch sein freundliches Benehmen bei den Leuten beliebt zu machen und auch die Kramerstochter sah ihn nicht ungern, wenn er nur den vorgedachten Höcker nicht hätte, der Kramer selber war ihm gewogen; aber von einem bucklichten Eidam wollte er durchaus nichts wissen.

Als der gute Musikus einstmals spät in der Nacht von einer Hochzeit über einen Berg nach Hause ging, kam er auf eine Wiese; der Mond leuchtete hell; da sah er unter einer Linde eine Menge kleiner Männchen, die um den Baum herumtanzten, sie machten die

sonderbarsten Sprünge und fingen zuletzt noch zu singen an; aber diese kleinen Leute hatten feine dünne Stimmen, es fehlte der Baß. Obschon der Musikus etwas furchtsam war, trat er gleichwol näher hinzu und ließ seine Stimme kräftig erschallen; denn singen konnte er wie eine Grasmücke. Das schien den Männchen zu gefallen und sie sangen nun mit noch größerem Eifer, ohne sich jedoch um den im Gebüsche verborgenen Bassisten zu kümmern; aber als sie mit ihrem Gesange zu Ende waren, gingen sie auf ihn zu, schloßen um ihn einen Kreis, tanzten um ihn wie toll herum und fragten: Was er für seinen geleisteten Dienst begehre? „Mein Gott!" rief der kaum zu Athem kommende Musikus, „nichts als — von meinem Buckel möchte ich los werden." „Das kann gleich geschehen," riefen die Männchen und zwei davon sprangen ihm auf den Rücken, hoben den Höcker herab und warfen ihn in's Gebüsch; so ward er schlank wie eine Tanne; er bedankte sich und eilte nach Hause.

Als ihn der Kramer kommenden Morgens sah, schlug er die Hände vor Verwunderung zusammen und sein Töchterlein blinzelte verstohlen durch die Fensterläden und wußte nicht, ob es seinen Augen trauen sollte.

Am Platze des Dorfes begegnete ihm sein Kamerad, er hatte die Baßgeige auf dem Rücken und ging eben zu einer Musik über Land. „Wie schaust du denn aus?" rief dieser und die Baßgeige wäre ihm bald vom Höcker gefallen, „wie hast du's denn angefangen, daß du auf einmal so schlank bist?" Und der Musikus erzählte ihm von der Bergwiese und von den Männlein und wie er mitgesungen und wie sie ihm aus Dankbarkeit den Buckel abgenommen. — Da war des Andern Entschluß schnell gefaßt; gleich an demselben Abend, als er von der Musik heim ging, schlug er den Weg über die Bergwiese ein. Es war eine mondhelle Nacht und die Männchen tanzten wieder um die Linde und sangen mit ihren feinen dünnen Stimmchen; da fiel der Musikant mit seiner tiefen Stimme ein; schnell sprangen die Männchen auf ihn zu, umringten ihn und fragten: was sein Begehr sei? „Ach, mein Buckel" — aber die Männchen ließen ihn nicht ausreden, kicherten, was sie aus dem Hals brachten und tanzten wie besessen um ihn herum. Zwei davon huschten in's Gebüsch und brachten den Höcker seines Kameraden und hefteten ihn auf seinen Rücken, so mußte er statt mit einem, mit zwei Höckern nach Hause wandern und das Gekicher der Männchen hallte ihm noch aus der Ferne nach. Und wie lachten die Leute, als sie ihn mit seinen Höckern durch's Dorf gehen sahen. Sein Kamerad aber hing die Geige auf den Nagel, heiratete die Tochter des Kramers und war ein gemachter Mann.

## Der Wurzelklauber.

Ein armer Wurzelklauber hatte ein sehr böses Weib, das fluchte und schalt den ganzen Tag und machte ihm das Leben recht sauer; kein Wunder, daß ihm zu Zeiten der Gedanke kam: ach, wenn ich von diesem „Kunter" (bösartiges Wesen) nur los werden könnte! Einmal ging er in den Wald, um Wurzeln zu suchen, er stieg den Berg auf und nieder, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann und als er endlich den Sack voll hatte, warf er ihn über den Rücken, nahm seinen Knotenstock zur Hand und schickte sich nach glücklich vollbrachtem Tagewerke zur Heimreise an. — Siehe! da kam ihm eine aschgraue Schlange entgegen, die den Kopf kerzengerade in der Höhe trug, sie schlich ganz leise durch Moos und Gebüsch und kam ihm immer näher und näher. Er fürchtete sich wenig vor derlei Gethier, das ihm auf seinen Berggängen nicht selten begegnete, blieb stehen und erhob mit dem Ausrufe: „Schau, schau, den Balg könnte ich brauchen!" seinen gewaltigen Knotenstock. „Halt ein!" rief die Schlange mit feiner Mädchenstimme, „schone mein Leben." Das ist mir in meinem Leben nie vorgekommen, sagte der Kräutersammler, voll Verwunderung darüber, daß eine Schlange sprechen könne und fragte recht kleinlaut, da er sich doch etwas zu fürchten anfing: Wer bist du? „Ich war Mensch, wie du," sagte die Schlange, „mein Vater, jähzornig, wie er war, sah mich im See dort baden; da stieß er einen entsetzlichen Fluch aus und warf mir die Goldkette, die ich noch an mir trage, um den Hals und gleich war ich eine Schlange. Nimm mich mit, lös' mir die Kette ab, ich kann dir zu Manchem behilflich sein." Der Wurzelsammler faßte nun ganz sachte die Schlange und trug sie mit nach Hause; legte sie auf den Tisch, löste ihr die Kette ab, brachte sie in ein großes Stockglas und deckte es zu. — Da machte es einen furchtbaren „Kracher", das Glas zersprang in tausend Scherben und statt der Schlange stand ein wunderschönes Mädchen vor ihm auf dem Tisch. — Es brauchte eine geraume Zeit, bis er sich von seinem Schrecken erholte und, wie er nun mit ihr zu sprechen anfing und es ihm sagte, daß er zum See hinaufgehen sollte, dort werde er ein Schmuckkästchen finden, lauschte sein böses Weib an der Thüre und kaum, daß die schöne Maid durch's Fenster hinaushuschte, riß es die Stubenthür auf und lästerte den treulosen Mann. Als seine Xantippe ausgetobt hatte, erzählte er ihr von der Schlange und der Goldkette, die er noch in der Hand hielt; aber sie wollte es nicht glauben und schüttete eine neue Flut von Lästerungen über seine Untreue aus. Da sagte er: „willst du's an dir erproben?" „Ja, versuch' es nur, wenn du kannst," und er warf ihr die Goldkette um den Hals — augenblicklich war sie eine Schlange. Er hob sie auf, legte sie in ein Glas und schloß es fest zu.

Da lag sie nun, seine zänkische Alte im engen Glasgefängnisse und krümmte sich vor Wut. „Laß' mich los, laß' mich los!" kreischte sie. „Ja, wenn du anders wirst," doch das wollte sie nicht versprechen, sie zischte, teufelte und tobte, daß das Glas zersprang und sie todt zur Erde fiel.

Der geplagte Mann war nun von seinem bösen Weibe erlöst. Eilends ging er hinaus an das Ufer des Sees, wo er das Kästchen mit den herrlichsten Schmucksachen fand. Wer war nun froher, als der gute Wurzelsammler; was ihn unglücklich machte, hatte er verloren und was ihn glücklich machte, gefunden: einen ungeheueren Reichtum und noch etwas — was das Beste war: eine junge Braut; denn bald hüpfte die schöne Maid daher, reichte ihm die Hand und führte ihn in das stolze Schloß am See, wo es ein prachtvolles Hochzeitfest gab.

## Das Naudase.

In einem abgelegenen Schlosse lebte eine Gräfin, die war Witwe, und als sie ein wunderschönes Knäblein zur Welt brachte, legte sie es in ein Körbchen und eine Rolle Gold dazu hinein und warf es in den Mühlbach. So schwamm das Knäblein den Bach hinab bis zu einer Mühle, wo eben der Müller beschäftigt war; der fing das Körbchen auf. Ei, dachte er sich, was da etwan wol drinnen sein mag. Wie er den Deckel öffnete, sah er mit Erstaunen ein Knäblein, das schöne goldene Haare hatte; er erbarmte sich des armen Geschöpfes, trug's in die Stube und sagte zu seinem Weibe: „Siehe da, was ich heute gefangen habe. Wir sind zwar selber arm und haben Kinder genug; aber was wollen wir machen; wir werden es schon behalten und aufziehen müssen. Nicht wahr, Alte, Du bist damit einverstanden?"

Die Alte, die das schöne Knäblein voll Verwunderung betrachtete, hatte nichts dagegen einzuwenden, und so wurde es von diesen guten Leuten auferzogen und gehalten wie die eigenen Kinder im Hause.

Das Knäblein wuchs heran, wurde von Tag zu Tag schöner, und damit es was Tüchtiges lernen möchte, schickten sie es in die Schule; aber der Weg war weit und führte gerade beim G'schloß der Gräfin vorbei.

Einmal, als der Knabe von der Schule nach Hause wanderte, stand die Gräfin beim Fenster, und wie sie den Knaben erkannte, ging ihr ein Stich durch das Herz. Sie hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den Aufenthaltsort des Knaben ausforschen zu lassen. Ihr denkt vielleicht, um ihn zu sich zu nehmen? Gott bewahre! sie

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

wollte von ihm nichts mehr sehen und hören. Wie sie erfuhr, daß er in der Mühle sich aufhalte, sandte sie augenblicklich einen Boten zum Müller und ließ ihm sagen, daß er den Knaben entfernen solle, sonst komme er um die Mühle. Ach da war großer Jammer im Hause; die guten Leutchen hatten sich an den schmucken Jungen schon so gewöhnt, daß sie sich von ihm nicht trennen konnten. Erst als eine abermalige Post kam, sagten sie zum Knaben: „Es bleibt nichts übrig, du wirst von uns scheiden müssen, so schwer es uns anthut, dich fortzuschicken. Einmal muß es halt doch sein". Der Knabe wischte sich eine Thräne von der Wange, nahm Abschied von seinen Zieheltern, setzte seine „muzate Hauben" (pelzverbrämte Kopfbedeckung) auf und machte sich auf den Weg.

Da kam er zuerst zu einem Bauer, der nahm ihn auf und versprach ihm für ein Jahr Dienstzeit einen Kreuzer zu geben; der Knabe war damit zufrieden, und als drei Jahre um waren, fragte ihn der Bauer: ob er noch länger bleiben wolle, und weil dieser sagte, daß er sein Glück noch weiters wo probiren wolle, zahlte er ihm den Lohn aus und gab ihm drei Kreuzer. Mit diesem Gewinn in der Tasche zog der Knabe fröhlich von dannen.

Da begegnete ihm ein alter Mann, der sprach ihn freundlich an und bat ihn, ihm einen Kreuzer zu schenken, er will ihm dafür eine Ruthe geben, die er gut brauchen wird. Der gutmütige Knabe besann sich nicht lange, griff in die Tasche und gab ihm einen Kreuzer; er nahm die Gerte und wollte weiter ziehen, aber der alte Mann hielt ihn zurück und zog eine zweite hervor. Gib mir noch einen Kreuzer, sagte er, ich gib dir die Ruthe dafür, du wirst sie gut brauchen können. Mir bleibt immer noch genug, dachte sich der Knabe, schenkte ihm den zweiten Kreuzer und nahm die Ruthe dafür in Empfang. Als sie noch ein wenig beisammen standen, verlangt der alte Mann von ihm noch den letzten Kreuzer und bietet ihm abermals eine Gerte dafür. Nimm sie nur, sagte er, du wirst sie sehr nothwendig brauchen. So bleibt mir ja nichts von meinem Verdienst, seufzte der Knabe; doch den Worten des Mannes vertrauend, zog er seinen letzten Kreuzer aus der Tasche, nahm die Gerte und ging seines Weges.

Wie er eine Zeit fortwandert, kommt er zu einem hohen G'schloß; da steht die Köchin gerade vor der Pforte. „Braucht's kan Schofer?" redete sie der Knabe an. „Wol", sagte diese, „aber du wirst's hier nicht lange aushalten können". „Warum nit", versetzte der Knabe, „gibt's bei enk vielleicht nicht genug z'essen?" „Das nicht, aber sonst hat's einen Haken". „Wenn ich nur z'essen hab, will ich schon bleiben", sagte der Knabe. Das meldet die Köchin dem Schloßherrn und der Knabe wird von ihm ohne Anstand zum Schafhirten aufgenommen.

Schon kommenden Morgens zieht er mit der Heerde voll Lust hinaus auf die „Halt“ (Weide). Die Gerten, die ihm der Alte gegeben, kamen ihm nun gut zu statten; aber wie er auf die Weide hinauskam, war weitum nichts zu sehen, als eine öde Heide und wildes Gestrüppe. Da werden meine Schafe wenig zu beißen haben, dachte er sich und trieb sie immer weiter und weiter; schon war er über die Grenze der Weide hinausgekommen, als er in der Ferne ein mit Gras dicht bewachsenes Plätzchen erblickte; dort wollte er sich mit seiner Heerde niederlassen; aber wie er hin kam, sprang ein Drache auf ihn zu, sperrte seinen Rachen auf und rief: „Hier ist nicht deine Weide“. Der Knabe erschrak, besann sich jedoch schnell und schlug mit seiner Gerte aus Leibeskräften auf den Drachen los; mit dem ersten Streiche schon fiel dieser zu Boden und war maustodt; nun ließ er die Heerde im hohen Grase lustig weiden, und als der Abend kam, trieb er sie fröhlich nach Hause.

Unterwegs pflückte er sich bei einer Hecke eine Rose ab und steckte sie an seine zottige Pelzhaube, die den sonst lieblichen Knaben ganz verstellte, so daß man ihn allgemein das Raudale hieß; aber die Tochter des Grafen hatte einmal sein goldenes Haar bemerkt und war ihm vom Herzen gewogen, und wie er dem G'schloß mit der Heerde sich näherte, ging sie ihm entgegen und bat ihn, er möge ihr die schöne Blume geben, die er an der Haube habe. „Ach, von an Schoferlan“ (Schafhirt), sprach der Knabe, „an Buschen fodern, hast ja selber schönere im Garten“; aber weil sie vom Bitten nicht nachließ, zog er die Rose von seiner Mütze und gab sie ihr.

Und wie er den nächsten Tag auf die Weide trieb und zur nämlichen grasreichen Stelle kam, fuhr ihn ein zweiter Drache an; aber der Hirte zieht die zweite Ruthe vom Leder und versetzt dem Ungeheuer einen tüchtigen Schlag, daß es augenblicklich todt zu Boden stürzte. Nun konnte die Heerde nach Herzenslust weiden. Am Heimwege Abends pflückte er sich abermals eine Rose und wieder kam ihm das Mädchen entgegen und bat ihn darum. Als er die Heerde in den G'schloßhof trieb, blickte der Graf wohlgefällig auf die auffallend gut genährten Thiere herab und war mit dem neuen Schafhirten recht zufrieden.

Das nämliche erlebte der Knabe am folgenden Tage; er erschlug den dritten Drachen und kehrte mit einer Rose an der Mütze wieder heim. Und abermals kam ihm das Mädchen entgegen und wich nicht von der Stelle, bis er ihr die Blume gab.

Wie der gute Hirtenknabe einmal auf der Weide im hohen Grase lag, sah er nicht ferne vor sich eine Thüre; da war er neugierig zu wissen, was dahinter steckt; er geht hin, guckt hinein und wäre bald vor Freuden aufgesprungen, denn so einen schönen Stall und so schöne Pferde hat er selbst im gräflichen Schloß nicht gesehen.



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Komm' nur herein," sprach eines der Pferde, „und sieh' dich da ein wenig um." Neben den drei Pferden, die im Stalle waren, lagen drei prächtige Sättel und drei herrliche Kleider; eines war von Gold, das andere von Silber, das dritte von einem gewöhnlichen Stoffe, und dabei lag ein rostiger Säbel. „Morgen nimmst mich," sprach eines der Pferde, „und übermorgen mich," sprach das andere, „und dann mich," sprach das dritte, „es wird dir von Nutzen sein." Der Knabe nahm sich diese sonderbaren Reden zu Sinn, wässerte und fütterte die munteren Thiere und hatte eine rechte Freude daran.

Am andern Morgen versammelten sich viele Edle und Ritter im Schlosse des Grafen. Er hatte ein Kampfspiel ausgeschrieben, das durch drei Tage dauern sollte; wer den Preis gewinnt, soll seine Tochter zur Frau bekommen. Das gute Raudale getraute sich die vornehmen Herren kaum anzusehen, wie er durch den Hof seine Schafe auf die Weide hinaustrieb.

Aber wie das Kampfspiel im besten Gange war, kommt ein fremder Ritter dahergesprengt mit einem rostigen Säbel; er streckte Alle, die es mit ihm aufnahmen, in den Sand, und war so schnell, wie er gekommen, wieder verschwunden. Natürlich haben sich über diese Erscheinung Alle höchlichst verwundert.

Tags darauf kam derselbe Ritter, aber im silbernen Gewande; hui, wie das glänzte; er erlegte nach einander seine Gegner und sprengte so rasch davon, daß ihm Niemand folgen konnte.

Am dritten Tage erschien er im goldenen Gewande und warf wieder Alle zu Boden; aber dabei erhielt er einen Stich in die Ferse; er nahm den ausgestellten Preis: einen Buschen und ein Seidentüchel, und war spurlos verschwunden; aber die Grafentochter bemerkte eine goldene Locke unter seinem Helme und dachte an's Raudale. Bei der Nacht schlich sie hinab in den Stall, wo das Schoferle schlief; da sah sie das Tüchel und den Buschen beim „Hapaten" und am Fuße den Stich.

Am andern Morgen sagte sie zum Vater: „Das Raudale wird mein Gemal." Der schalt sie aus, wie sie wol an einen so hergelaufenen Jungen denken möge, sie wisse ja, daß dem Ritter, der den Preis gewann, ihre Hand gehöre und daß er sein Wort nicht zurücknehme. „Aber der Ritter ist ja das Raudale!" rief sie freudig aus, eilte hinab in den Stall und führte den Knaben mit den Siegeszeichen in der Hand zum Vater herauf; der hatte nun freilich nichts mehr einzuwenden und die Hochzeit wurde gefeiert.

Die dürre Haide draußen fing nun an zu grünen und zu blühen; das Raudale hatte den Zauber gelöst.

# Das goldene Schwalbennest.

Vor vielen Jahren lebte ein Hauptmann, dessen Frau nahe daran war, ihm einen Sprößling zu schenken; aber er konnte, da er in's Feld ziehen mußte, diesen freudigen Augenblick nicht abwarten. So nahmen sie Abschied von einander und bald darnach genaß die Frau eines gesunden Knaben, den sie Josef nannte. Als dieser nun das Jünglingsalter erreichte und der Vater noch immer nicht zurückkam, bat er die Mutter, daß sie ihm erlauben möchte, den Vater aufzusuchen. Diese hatte nichts dagegen und gab ihm nur den Auftrag, ja keinen Bartlosen zum Diener zu nehmen.

Auf der Reise gesellte sich ein Bursche zu ihm, den er sehr lieb gewann und, obschon er bartlos war, gegen den Rath seiner Mutter zum Diener annahm. Da trug es sich zu, daß Josef, von Durst geplagt, zu einem Brunnen kam, dessen Wasser sehr tief stand, so, daß ihn der Diener mittelst eines Strickes in die Tiefe hinab lassen mußte. Als er ihn nun wieder heraufziehen sollte, da sagte der Diener: er ziehe ihn nur dann wieder herauf, wenn er hoch und theuer versprochen, sich selber bei seinem Vater als Diener, ihn aber für den rechtmäßigen Sohn auszugeben, und zwar dürfe er, so lange er lebe, Niemandem davon etwas sagen. Was wollte Josef machen? Sein junges Leben war ihm zu lieb, als daß er das Versprechen nicht hätte ablegen sollen, und so zog ihn der treulose Diener wieder herauf und sie wanderten weiter.

Endlich kamen sie ins Lager des Hauptmannes. Der Bartlose stellt sich als Sohn vor und wird mit Freuden empfangen, speiste mit dem Hauptmann an Einer Tafel, während Josef als Diener die niedrigsten Dienste verrichten mußte. So hatte er den Hauptmann auch zu rasiren. Da geschah es einmal, daß er den Hauptmann mit dem Messer ein wenig verletzte. „Du willst meinen Vater ermorden!“ schrie der Bartlose und wollte ihn augenblicklich ins Gefängniß werfen lassen, aber der Hauptmann beschwichtigte ihn und fragte Josef, warum er dies gethan habe. „Ich verstehe,“ sagte dieser, „die Sprache der Vögel und da haben sich im Rauchfang zwei Schwalben gestritten. Ich schaute hinauf; das Männchen sagte: Ich bring' dir die goldenen Haare der Prinzessin her über das weite Meer. Das Weibchen sagte: Weil du nicht bist da gewesen, wo ich dich brauch', so brauch' ich dich jetzt auch nimmer mehr.“ Und wie sie in den Rauchfang hinaufschauten, da bemerkten sie ein goldenes Schwalbennest. Eiligst lief der Bartlose um eine Leiter, um in den Rauchfang hinaufzusteigen, doch der Hauptmann sagte: „Das darf nur ein Fremder thun.“ Da wurde das Nest herabgenommen und Alle betrachteten es voll Verwunderung, weil es aus schönen goldenen Haaren geflochten war. „Die Prinzessin, die diese Haare hat, müsse er haben,“ meinte der Bartlose, „und keine andere,“ und Josef

wurde abgesandt, selbe aufzusuchen. — Voll Gram über sein selbstverschuldetes Los, da er den Auftrag seiner Mutter nicht befolgt hatte, lehnte sich Josef über die Steinbrüstung eines Brunnens und seine Thränen vermischten sich mit dem dunklen Wasser der Cisterne. Da hörte er ein Geräusch und Gekrache und eine Stimme scholl zu ihm herauf: „Josef, was willst du?" Es war die Stimme eines verwunschenen Drachen, der hundert Jahre blind in dem Brunnen lag und durch Josef's Thränen vom Banne erlöst wurde.

Josef erzählte ihm seine Geschichte und daß er nun ausziehe, die Prinzessin mit den goldenen Haaren zu suchen. „Deine Reise geht weit hin über das Meer," sagte der Drache und beschrieb ihm den Weg, den er einschlagen soll; auch müsse er dreißig einander ganz gleiche Soldaten mitnehmen, wenn er in das Reich der Prinzessin eindringen will.

Josef erbat sich vom Hauptmann dreißig Soldaten und machte sich auf die Reise. Unterwegs traf er zuerst auf eine Menge von Ameisen, die über die Straße zogen; er ließ Halt machen, bis sie vorüber waren. Aus Dankbarkeit dafür gab ihm der Ameisenkönig ein Federchen. „Verbrenne es," sagte er, „wenn du in Gefahr kommst." Dann rettete er einem Riesenfisch, der auf trockenem Sande lag, und endlich einem Adler, der sich im Gestrüppe „verhängt" hatte, das Leben und erhielt von diesem eine Feder, von jenem eine Schuppe mit der gleichen Weisung.

Als er nun in das Reich der Prinzessin mit den goldenen Haaren kam und sein Anliegen vorbrachte, hatte er drei Aufgaben zu lösen: verschiedene Getreidesorten auseinander zu klauben; dabei kamen ihm, als er das Federchen verbrannte, die Ameisen zu Hilfe; einen Ring aus dem Meere zu holen, den ihm der Riesenfisch brachte, doch mußte dieser zuvor sein Weibchen zerreißen, in derem Bauche der Ring verborgen war; endlich das Wasser des Lebens und des Todes zu holen, wobei ihm der Adler behilflich war, der jedoch weit hin über das Meer zu fliegen hatte. Die Prinzessin sagte zu Josef: „So lange sie nicht in dem Besitz des Wassers des Lebens und des Todes ist, werde sie jeden Morgen einen Mann von seinen Soldaten und zuletzt auch ihn köpfen lassen." Nun wurde jeden Morgen ein Mann geköpft und jeden Morgen ging Josef hinaus an das Meer, um zu sehen, ob der Adler nicht komme; aber er kam nicht. So verflossen schon dreißig Tage, der letzte Soldat wurde geköpft und nun war die Reihe an ihm; traurig stand er am Ufer des Meeres; da auf einmal glänzte es in den Lüften, der Adler kam, in jeder Bratze (Kralle) hielt er eine Flasche. Josef war gerettet und die Prinzessin besiegt. Mit dem Wasser des Lebens bestrich sie die todten Soldaten und alle wurden lebendig.

Nun rüsteten sie sich zur Reise und glücklich kamen alle im Lager des Hauptmanns an. Wer beschreibt die Freude des Bart-

losen, als er die schöne Prinzessin erblickte? Gleich wurde Hochzeit gehalten.

Während der Tafel entfernte sich der Bartlose; er schlich sich in den Stall hinab, wo Josef traurig und niedergeschlagen mit den Pferden beschäftigt war, und schlug ihm den Kopf ab. Als er zur Tafel zurück kam, erkundigte sich die Prinzessin um seinen Diener. „Er wisse nicht, wo er stecke," sagte er; aber die Prinzessin ließ ihn überall suchen. Da ging die Thüre auf und auf einer Tragbahre wurde der Leichnam Josefs hereingebracht. Alle waren starr vor Entsetzen, aber die Prinzessin nahm das Wasser des Lebens, bestrich den Todten damit und allsogleich war er wieder lebendig. Nun seines Eides entbunden, erzählte er dem Hauptmann und allen versammelten Gästen, wie ihn der Bartlose betrogen. So wurde der Bartlose ergriffen und hingerichtet. Josef aber heiratete noch am selben Tage die Prinzessin mit den goldenen Haaren.

Und was ist denn mit den Flaschen des Lebens- und Todtenwassers geschehen? Das Stubenmädchen hat sie beim Abstauben zerbrochen. — —

Dieses dem Volksmunde getreu nacherzählte Märchen aus dem Glanthale enthält viele eigenthümliche Züge.

Wir begegnen der ältesten Gestalt desselben in dem egyptischen Märchen „von den zwei Brüdern", wo nämlich erzählt wird von einer Haarflechte, die auf den Wellen des Nilflusses herabschwamm und einen wunderlieblichen Geruch verbreitete. Da ließ man die Weisen Pharao's zusammenkommen, die alle Dinge wußten. Diese sagten dem Könige: „Diese Locke gehört zu dem Kopfschmucke einer Tochter des Sonnengottes, des Herrn der beiden himmlischen Zonen und des Wassers. Vom Wesen aller Götter ist etwas in ihr. Laß Boten in alle Länder ausgehen, um sie zu suchen. Wer jedoch in's Thal der Akazie geht, muß, um sie herbeiführen zu können, einen Haufen Kriegsvolk zur Bedeckung bei sich haben." — Und der König ließ die Boten ausgehen.

Als die Tage sich vervielfältiget hatten, kamen die Leute, welche die Erde durchzogen hatten, zurück, um dem Könige Rechenschaft zu geben; aber die, welche nach dem Thale der Akazien gezogen waren, kamen nicht zurück: Satu (Gemal der Prinzessin) hatte sie getödtet; nur Einer war übrig geblieben, um dem Könige dies anzusagen. Der König ließ alsbald einen Haufen Bogenschützen und Wagenkämpfer ausrücken, um das Weib herbeizuführen. Der Zug kam zurück und brachte die Frau des Satu. Die Schönheit der Sonnentochter setzte ganz Egypten in Erstaunen. Der König faßte zu ihr eine brennende Liebe und erhob sie zum königlichen Rang. (Zeitschrift für deutsche Mythol. 4. 227 f. vgl. 243 f.)

Der Zug hinsichtlich des Frauenhaares findet sich auch in dem aus Indien stammenden kalmükisch-mongolischen Siddhi-Kür,

wie dies F. Liebrecht nachweist. (Pfeiffer's Germania 12. 84.) Da findet die Magd eines Königs ein Frauenhaar im Wasser, worauf dieser ein Heer ausschickt, die Schöne zu holen.

Unserem Märchen entspricht der wesentlichen Anlage nach das neugriechische „vom Königsohn und dem Bartlosen" (Hahn. Nr. 37), in einzelnen Zügen das jüdisch-deutsche des Maaßbuches (Cap. 143), das tschechische (Waldau, böhm. Märchenbuch. 13), das deutsche bei Pröhle (Nr. 18), Grimm (Nr. 17, 126, Anmerk. Nr. 62), Simrok (Nr. 40), Vernaleken (Nr. 54) und das serbische bei Wuk (Nr. 16).

Merkwürdig ist die Wanderung dieses Märchens, welches in Wolf's Zeitschrift für Myth. für das älteste der Welt erkannt wird, von Egypten über Indien nach dem Norden Europa's, wo es sich bis auf unsere Tage, freilich in veränderter Form und hier und dort nur in Bruchstücken, erhalten hat.

Liebrecht findet in diesem Märchen-Cyklus übereinstimmende Züge mit dem eddischen Gedichte: Skirnisför. (Ebert's Jahrbuch für roman. und engl. Literatur 3. 83.) Er schreibt: „Zuvörderst erinnert Gerda, deren leuchtende Schönheit Luft und Meer und alle Welten erfüllt (Str. 6. u. Gylfag. C. 37.), an die Schöne im neugriechischen Märchen, sowie an die Frau Satu's, die Tochter des Sonnengottes, deren Schönheit ganz Egypten in Erstaunen setzte. Sowie ferner in den verschiedenen Märchen der König, zu dem der Ruf einer schönen Prinzessin gedrungen ist, diese durch einen Diener oder sonst niedriger Stehenden herbeiholen läßt, wobei sie zuweilen aus dem Gewahrsam, in welcher sie sich befindet, befreit wird; so sendet Freir seinen Diener Skirnir in gleicher Absicht zu der wohlbewachten Gerda, deren Schönheit er von Hlidskialf aus erblickt hatte.

Skirnir besiegt alle seiner Fahrt entgegenstehenden Hindernisse, gleich den anderen Abgesandten im Märchen, wobei ihm das von Freir geliehene Roß ebenso zu statten kommt, wie manchem der letzteren das seine.

Die Aepfel, die Skirnir der Gerda bietet, finden ihr Analogon in dem Apfel bei Grimm (Nr. 17) und Hahn (Nr. 63), und schließlich erreicht Freir's treuer Diener seinen Zweck ebenso, wie dies in allen betreffenden Märchen der Fall ist. Es scheint also zwischen dem Gedicht der Edda und dem in Rede stehenden Erzählungskreise des Westens und Ostens wirklich eine mehr als äußere Verwandtschaft zu bestehen.

In unserem Märchen findet man auch verwandte Züge mit der Tristansage.

Ein solcher Zug, der auch mit den ältesten Erzählungen des Ostens in Verbindung steht, bezieht sich auf das Frauenhaar, um das zwei Schwalben sich stritten; so heißt es in Eilhart's „Tristan und Isolde":

Zu hand begunden Schwalben zwuo
Sich bissen in dem sal nun
Die zu aim Fenster in flugen
Zu ainem Fenster sie in Zugen — —
Da enpfiehl in ain ha'r. —

Die Aehnlichkeit der Tristansage mit unserem Märchen läßt sich noch weiter verfolgen. König Marke nahm das Haar, und da er von den Großen des Reiches zur Heirat gedrängt wurde, erklärte er sich: nur die Eigenthümerin dieses Haares zu ehelichen. Tristan, sein Neffe, wurde ausgesandt, diese zu suchen; auch er hat, wie Josef im Märchen, viele Hindernisse, und zuletzt den falschen Truchseß, seinen Nebenbuhler, zu besiegen, bis er in den Besitz Isoldens gelangt. — Schließlich sei noch des auf das Frauenhaar sich beziehenden weitverbreiteten bekannten Aberglaubens gedacht. Wenn man die erste Schwalbe erblickt, heißt es, soll man unter dem Fuße nachsehen, ob da ein Haar liegt; findet sich eines, so hat es die Farbe der Haare, welche die zukünftige Frau trägt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

## Verbesserungen.

Seite 3, Zeile 15 von oben soll es heißen: mit Fußeisen, die erst unter'm „Plattich" abgelöst werden, beschnallt.

Seite 4, Zeile 16 von oben: viele, manchesmal wol bei hundert Menschen.

Seite 18, Zeile 2 von unten: an der Hand, statt: an den Herd.

Seite 20, Zeile 9 von unten: Eines der beliebtesten Volksspiele, das auch in Heil. Blut vor Jahren öfters zur Darstellung kam, und sich eines besonderen Zulaufes erfreut.

Seite 23, Zeile 14 von oben soll es heißen: kommen auch, wie schon erwähnt.

Seite 31, Zeile 13 und 20 von unten: Jul, statt: Juli.

Seite 46, Zeile 13: auszog, statt: auszogen.

Seite 60, Zeile 7 von oben soll es heißen: verhältnismäßig weniger beigetragen hat, als andere Thäler des Kärntner Unterlandes.

Seite 64, Zeile 12: abgesperrten, statt: abgesperrter Pforte.

# Inhalt.


Seite

**Aus dem Möllthale:**

Die Hazer in der Pasterze . . . . . 1
Der Improvisator . . . . . 5
Das Rigldreschen . . . . . 6
Eine Hochzeit im Möllthale . . . . . 7
Das Valisführen . . . . . 13
Das Hirten- und Königs-Spiel . . . . . 16
Das Armensünderspiel . . . . . 22

**Aus dem Drauthale:**

Der Klöckler-Abend . . . . . 29
Die Weihnachtszeit . . . . . 30

**Aus dem Metnitzthale:**

Das Ringen im Metnitzthale . . . . . 34

**Aus dem Gurkthale:**

Der Wettlauf in Weitensfeld . . . . . 39

**Aus dem Glanthale:**

Die nächtliche Wallfahrt . . . . . 44
Brechelbräuche . . . . . 48
Das Schimmelreiten . . . . . 51
Der Wiesenmarkt in St. Veit . . . . . 54

**Aus dem Gailthale:**

Sitten und Bräuche der Gailthaler . . . . . 58
Das Kufenstechen . . . . . 61
Die Hochzeitsbräuche der Gailthaler . . . . . 64
Hochzeitsbräuche der Slovenen . . . . . 67
Das Schüsselwerfen . . . . . 69
Die Sternsinger . . . . . 71
Faschingsgebräuche . . . . . 74
Der Maibaum und Weihnachtsbaum . . . . . 76
Die Sonnenwendfeuer . . . . . 77
Begräbnisbräuche . . . . . 79
Ein Schneesturm auf der Jauken . . . . . 81

**Anhang**: Märchen aus Kärnten. (Dem Volksmunde nacherzählt.)

X Schönhannchen mit dem goldenen Haar . . . . . 87
Die Rothkäppchen . . . . . 90
X Die zwei bucklichten Musikanten . . . . . 92
X Der Wurzelklauber . . . . . 94
Das Raudale . . . . . 95
Das goldene Schwalbenneſt . . . . . 99


BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Im Verlage

von **W. Braumüller,** k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in **Wien,**

sind erschienen:

---

**Svatek, Jos.** in Prag. **Culturhistorische Bilder aus Böhmen.** gr. 8. 1879.
3 *fl.* — 6 *M.*

Inhalt: Die Hexenprocesse in Böhmen. — Die Alchemie in Böhmen. — Adamiten und Deisten in Böhmen. — Ein griechischer Abenteurer in Prag. — Die Guillotine in Böhmen. — Bauern-Rebellion in Böhmen. — Schiller in Böhmen. — Die Rudolfinische Kunstkammer in Prag. — Die Zigeuner in Böhmen.

---

**Vernaleken, Theod.,** em. Director des Lehrer-Seminars in Wien. **Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich.** Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde. 8. 1859. 3 *fl.* — 6 *M.*

Mit bewunderswerthem Fleiße und mit jener Ausdauer und treuen Hingebung, welche den deutschen Forscher kennzeichnen, hat der Verfasser aus der lebendigen Quelle des österreichischen Volkes den Inhalt des vorliegenden Buches geschöpft. Dasselbe enthält den Sagenkreis des Sieveringer Brünnleins, Mythen über Wuotan, dessen Verhältniß zum Todtengott, Ueberlieferungen des Volkes über die Gestalt des Todes, über die Heldenhügel in Böhmen und Mähren, über die Wasser-, Berg-, Haus- und Waldgeister, über die Drude ꝛc., ferner die Gebräuche des österreichischen Volkes in den verschiedenen Zeiten des Jahres, über das Lossengehen u. a.

---

**Witzschel, Dr. Aug.,** weil. Professor in Eisenach. **Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde** in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen. 1. Theil: Sagen aus Thüringen. 8. 1866.
2 *fl.* 50 *kr.* — 5 *M.*

— — 2. Theil: Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen. Herausgegeben von Dr. G. L. Schmidt, Professor in Eisenach. 8. 1878.
3 *fl.* — 6 *M.*

Dieser zweite Theil von den „Kleinen Beiträgen zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen" ergänzt zunächst die geschichtlichen Sagen des ersten Bandes in einer Weise, daß dieser Theil der Thüringischen Geschichte, die ältesten Zeiten und die Grafen und Landgrafen umfassend, als vollständig und abgeschlossen dargestellt anzusehen ist. Sodann bringt er eine sehr reiche Blumenlese von Ortssagen, die zusammenzutragen nur dem Eifer vieler für ihre Aufgabe unermüdlich thätiger Männer unter der Anweisung und Leitung eines mit dem Volksleben so vertrauten Mannes gelingen konnte, wie es Witzschel war. Alle Theile Thüringens sind darin vertreten, so daß Freunde des thüringischen Volkes das Leben und Weben seines Geistes in der Sagenbildung in umfassender Weise kennen lernen und nichts Wesentliches vermissen werden. Hinsichtlich der Darstellung ist soviel als möglich diejenige Form festgehalten, in welcher die Erzählungen aus dem Munde des Volkes gekommen sind. Das größte Interesse aber dürfte die dritte Abtheilung in Anspruch nehmen, welche Aberglaube, Sitten und Gebräuche des thüringischen Volkes in einer Vollständigkeit darstellt, wie es bisher noch nicht geschehen ist. Die alten Volkssitten und Feste, sowie der daran haftende Glaube und Brauch sind gerade in den letzten Jahren so sehr geschwunden und zusammengeschrumpft, daß es höchste Zeit war, diese wenigstens noch in der Erinnerung der älteren Zeitgenossen frisch und deutlich fortlebenden Ueberreste und Bruchstücke aus der Geschichte des Glaubens und Denkens unserer Urväter zu sammeln und niederzuschreiben, wenn nicht eine wesentliche Quelle für die Erkenntniß der deutschen Mythologie und Culturgeschichte gänzlich versiegen sollte.

---

**Wolf, Adam. Geschichtliche Bilder aus Oesterreich.** 1. Band: Aus dem Zeitalter der Reformation. (1526—1648.) gr. 8. 1878. 4 *fl.* — 8 *M.*

---

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franzisci, Franz,

Cultur-Studien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten Nebst e. Anh. : Märchen aus Kärnten. Mit e. Geleitbrief von P. K. Rosegger

Wien 1879

Austr. 1561
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11386233-9